Ein Feenschloß.

Roman

von

Detlev von Geyern

(Gregor Samarow).

Zweiter Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechzehntes Kapitel.

Don Alfonso de Cornichuelo war, nachdem er vor der Thüre des Gasthofs zum Wappen von Kastilien die ihm so erstaunliche und wenig erfreuliche Begegnung mit seinen Gegnern aus der goldenen Sonne zu Fontana gehabt hatte, eilig nach der Stadt hineingegangen.

Er wandte sich nach der Calle de Alcala, wo er vor einem großen, alten, aber an seiner äußern Front neu und prachtvoll ausgeschmückten Palast stehen blieb, über dessen breitem, von Säulen getragenem Portal ein großes Wappen in Marmor ausgehauen war, das von einer goldverzierten Herzogskrone bedeckt wurde.

Dieser Palast war die Residenz des Don Manuel Godoy, welcher vor kurzem erst zum Marquis von Alvarez und Herzog von Alcudia erhoben worden war. Dieser so schnell aus der Dunkelheit empor=

gestiegene Mann besaß das unbeschränkte Vertrauen des Königs und wurde im stillen ebenso gehaßt und verwünscht, als alle Welt sich öffentlich vor ihm beugte und sich um seine Gunst bewarb.

Don Alfonso trat in den Palast nicht durch das große Portal ein, sondern zog die Glocke an einer kleinen, neben der Hofeinfahrt gelegenen Thür, welche sich sogleich öffnete.

Der Pförtner dieses Seiteneingangs, der aus seinem behaglichen Wohnzimmer getreten war, grüßte Don Alfonso mit einer Miene, welche zeigte, daß dieser zu den Vertrauten des Hauses gehöre, und antwortete auf seine leicht hingeworfene Frage, daß der Herzog seit einer Stunde vom königlichen Schlosse zurückgekehrt sei und sich in seinem Kabinet befinde.

Don Alfonso stieg eine Reihe von schmalen Treppen hinauf, bis er endlich über verschiedene Gänge und Korridore in ein reich ausgestattetes Vorzimmer gelangte. Hier ging der Kammerdiener des Herzogs, ein Mann von etwa vierzig Jahren, von geschmeidigem Wuchs und einem blassen, ausdruckslosen Gesicht, gekleidet in die schwarzseidene französische Tracht, mit sorgfältig gepuderter Perücke, langsam auf und ab.

Der Kammerdiener hielt seine leisen, über das

Parket gleitenden Schritte an, hob den auf die Brust gesenkten Kopf ein wenig empor und blickte den Eintretenden mit hochmütiger Verwunderung an.

Als er Don Alfonso erkannte, verzogen sich seine Lippen zu einem mehr herablassenden, als verbindlichen Lächeln; er grüßte mit einer Miene, in welcher man deutlich lesen konnte, daß er dem jungen Manne zwar die Berechtigung zuerkenne, hier so ohne weiteres einzutreten, daß er sich demselben gegenüber aber dennoch auf der Höhe eines Gönners und Beschützers fühle.

„Guten Abend, Sennor Bastiano," sagte Don Alfonso, indem er bei seiner tiefen Verbeugung völlig zu vergessen schien, daß ihm nur ein Diener gegenüber stand, den er unter anderen Verhältnissen kaum eines flüchtigen Kopfnickens gewürdigt haben würde; „ich freue mich, Euch wohl zu finden, nachdem ich eine Zeit lang nicht mehr das Vergnügen hatte, Euch zu sehen, da ich im Dienste des Herzogs abwesend war. Der gnädige Herr ist zu Hause, wie ich unten gehört; ich bitte Euch, ihm zu sagen, daß ich da sei und ihm Wichtiges zu melden habe."

„Der Herr Herzog hat mehrmals nach Euch gefragt," erwiderte der Kammerdiener mit einem Accent, welcher deutlich verriet, daß die spanische Sprache

seiner Zunge einige Mühe machte, „und ich zweifle nicht, daß er Euch empfangen wird, sobald es seine Zeit erlaubt. Für den Augenblick ist er in einer Konferenz begriffen, die wohl noch eine Weile dauern wird.“

„Aber meine Meldung ist wichtig,“ rief Don Alfonso; „ich glaube, es wird dem Herrn Herzog daran liegen, mich sogleich zu empfangen; es handelt sich nur um einige Augenblicke!“

Der Kammerdiener bog langsam den Kopf zurück und maß den jungen Mann mit einem Blick voll hochmütigen Erstaunens.

„Ich habe Euch bemerkt,“ sagte er, indem seine Stimme fast bis zum Flüstertone herabsank, „daß der Herzog in einer Konferenz begriffen ist, und ich selbst darf ihn darin nicht stören; habt also die Güte, einen Augenblick Platz zu nehmen und Euch meine Gesellschaft gefallen zu lassen, wenn nicht etwa der Dienst Euch am Warten verhindert,“ fügte er mit leichter Ironie hinzu.

Seufzend setzte sich Don Alfonso in einen Lehnstuhl, während der Kammerdiener wieder langsam auf und ab ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt und den Kopf auf die Brust gesenkt, als ob er in tiefe Gedanken versunken sei und die Anwesenheit des jungen Offiziers gar nicht bemerke, der hier

seinerseits vollständig den kecken Uebermut verloren zu haben schien, mit welchem er und seine Kameraden sonst überall aufzutreten pflegten.

Während so Don Alfonso im Vorzimmer seine Geduld übte, befand sich Don Manuel Godoy in seinem Wohngemach, das von dem Vorzimmer durch ein kleines, schmales Kabinet getrennt war, in einer eifrigen Unterredung mit einem Fremden, der von dem Kammerdiener kurz zuvor bei ihm eingeführt war. Er hatte sich als einen aus Frankreich vor der Revolution geflüchteten Architekten melden lassen, den der Herzog bei seinen Bauten beschäftigen möge.

Das Wohnzimmer des Herzogs von Alcudia zeigte in seiner ganzen Ausstattung die außerordentliche Prachtliebe, welche eine besonders hervorragende Eigenschaft dieses von der Gunst des Glückes so schnell emporgehobenen Mannes bildete. Der große Raum, dessen Fenster mit den damals noch so seltenen und kostbaren Spiegelscheiben nach dem innern Garten des Palais hinausgingen, zeigte eine blendende Pracht in seinen kostbaren Parkets und in seinen golddurchwirkten Seidentapeten. Möbel aller Art, reich vergoldet und mit den seltensten Stoffen aus den Fabriken von Lyon überzogen, standen in verschiedenen Gruppen umher. Die Tischplatten

waren Kunstwerke in Mosaik von Elfenbein, Perlmutter und verschiedenfarbigen Hölzern. Gemälde der besten Meister waren an den Wänden aufgehängt und schmückten die Decke. Kronleuchter und Girandolen von Bergkristall trugen zahllose durchsichtige Walratkerzen; überall sah man alte Bronzen, Majoliken, seltene Waffen, dazwischen wieder große goldene und silberne Körbe mit frischen Blumen. In all dieser Pracht aber fehlte die Harmonie eines edlen Geschmacks; dieser kostbare Zimmerschmuck schien zusammengetragen von bizarrer Laune oder von dem Wunsch, zu zeigen, daß nichts zu selten und zu teuer sei, um die Wohnung des mächtigen Günstlings zu schmücken.

In der Mitte des Zimmers, auf einem großen persischen Teppich von seltenem Farbenglanz, stand ein ziemlich kleiner Schreibtisch von Rosenholz, auf welchem nur wenige Briefe und Papiere, dagegen sehr viele kleine Nippsachen aller Art sich befanden.

In einem vergoldeten Lehnstuhl mit dunkelroten Seidenpolstern saß vor diesem Schreibtisch der Herzog von Alcudia, ein schlanker, schön gewachsener Mann von fünfundzwanzig Jahren. Er trug ein reich gesticktes Hofkleid von hellblauer Seide; seine Knöpfe, sein Degengriff und die Schnallen seiner

Schuhe funkelten von kostbaren Diamanten, und fast auf jedem Finger seiner weißen Hände glänzte ein Ring mit einem prachtvollen Stein. Doch schienen auch diese Edelsteine mehr nach ihrer Pracht und ihrem Wert, als nach den Regeln eines edlen und harmonischen Geschmacks zusammengestellt zu sein. Das hübsche, aber weniger edle und ausdrucksvolle Gesicht des Herzogs war völlig glatt rasirt und erschien dadurch um so jugendlicher; doch zeigte dasselbe die Folgen eines rücksichtslosen Lebensgenusses in einer gewissen aufgedunsenen Schlaffheit. Die Stirn war trotz des ganz zurückgestrichenen, weiß gepuderten Haares schmal und niedrig; um die Lippen lag ein Zug von abstoßendem und verletzendem Hochmut, und die kleinen hellen Augen zeigten weniger scharfen, durchdringenden Geist, als die Gewohnheit listiger Beobachtung der kleinen und kleinsten Verhältnisse und zugleich eine außerordentliche Verstellungskunst in ihren halb geschlossenen Lidern, hinter welchen nur zuweilen ein Blitz tückischer Bosheit hervorschoß. Im ganzen konnte der Herzog zu jener Zeit für einen schönen, gewandten und anmutigen Kavalier gelten, doch sah ihm ein an die vornehme Welt gewöhntes Auge leicht an, daß seine zuweilen etwas gezwungene Manier mehr angelernt als angeboren war.

Ihm gegenüber an der Seite des Schreibtisches saß auf einem kleinen Tabouret ein ungemein einfach gekleideter Mann von etwa vierzig Jahren, dessen gelblich blasses, häßliches Gesicht in seinen dunklen, funkelnden Augen und in dem lebhaften Ausdruck seines Mienenspiels einen außerordentlich scharfen Geist, eine energische Willenskraft und eine feine, kalte Berechnung zeigte, aber ohne eine Spur warmen, sympathischen Gefühls. Dieser Mann erinnerte in den geschmeidigen Bewegungen seines Körpers und in seinem Blick an eine Schlange, welche, über alle Hindernisse hinweggehend, ihr Ziel erreicht und ihr Opfer erbarmungslos umstrickt.

„Sie begreifen also, Herr Herzog,“ sagte dieser Mann, der bereits längere Zeit eifrig gesprochen hatte, in französischer Sprache, während Don Manuel Godoy ihn unter seinen Augenwimpern hervor beobachtete, „Sie begreifen, daß es thöricht wäre, die französische Republik anzugreifen; Sie würden dazu ungeheure Summen bedürfen, welche die Kassen Ihres Königreichs nicht haben und nur mit großer Mühe aufbringen könnten und für welche jedenfalls eine bessere Verwendung zu finden wäre.“

Er sah bei den letzten Worten den Herzog lauernd mit einem eigentümlichen Lächeln an, und dieser

schlug vor den Blicken seines Besuchs die Augen nieder, während ein um seine Lippen zuckendes flüchtiges Lächeln anzudeuten schien, daß er den Gedanken des Fremden verstanden habe.

„Und möchten Sie," fuhr dieser fort, „noch so glänzende Armeen aufstellen, die zerlumpten französischen Soldaten werden dieselben schlagen, denn sie sind von dem Fanatismus einer bis zum Wahnsinn gesteigerten fixen Idee erfüllt. Frankreich ist in diesem Augenblick einem Kessel vergleichbar, der mit gärender, bis zum Siedepunkt erhitzter Flüssigkeit gefüllt ist; wer denselben anrührt, wird sich schwer verbrennen, und die Gärung wird durch jede Einmischung fremder Elemente nur noch höher gesteigert."

„Sie mögen recht haben, Herr Roberjot," sagte Don Manuel, immer die Ringe an seinen Fingern betrachtend, „ich glaube selbst Aehnliches und bin dafür thätig, daß jede Einmischung in die Angelegenheit Frankreichs unterbleibe."

„Das ist nicht die Meinung, welche man in Paris hat," sagte Herr Roberjot, indem er den Herzog starr ansah, „dort gilt der Graf von Aranda für den Vertreter einer zurückhaltenden, neutralen Politik, während man von Don Manuel Godoy sagt,

daß er alles aufbiete, um den König zu einer Intervention, ja zum Kriege zu bewegen."

Don Manuel schwieg einige Zeit und schien über seine Antwort nachzudenken. Dann sagte er, den forschenden Blick des Fremden ruhig erwidernd:

„Nun, mein Herr, Sie sind ein Mann von Geist, das hat mir unsere Unterhaltung bewiesen, und wären Sie das nicht, so würde Ihnen Herr Danton nicht sein Vertrauen schenken. Sie haben mir mit einem ungemein feinen und scharfen Verständnis der gesamten europäischen Lage nachgewiesen, was ich selbst nicht minder klar erkannt habe, daß die französische Republik nicht der Feind Spaniens in Europa sei, daß vielmehr das Haus Habsburg stets mit aller Macht daran gearbeitet habe und daran zu arbeiten fortfahre, Spanien aus der Reihe der maßgebenden europäischen Mächte zu verdrängen. Ich erkenne an, daß Frankreich, indem es den Einfluß des Hauses Habsburg in Europa zerbricht, Spanien den Weg öffnet, um den ihm gebührenden Rang wieder einzunehmen. Dies bedingt auch ohne Bündnis und geschriebene Verträge gegenseitige freundliche Beziehungen. Nun aber, mein Herr, um für Spanien zu erreichen, was die Verhältnisse erreichbar machen, dazu muß die spanische

Politik von einem Mann geführt werden, der die Zeit begreift und den Willen hat, ein hohes Ziel mit steter Kraft zu verfolgen. Ein solcher Mann ist der Graf von Aranda nicht, ein solcher Mann aber glaube ich zu sein, mein Herr, und deshalb will ich allein die Zügel der spanischen Politik in den Händen halten. Ich sage es Ihnen und Sie können es Herrn Danton wiederholen, daß ich die Stelle des Grafen von Aranda einnehmen will und daß ich in kurzer Zeit mein Ziel erreicht haben werde. Um dieses Ziel aber erreichen zu können, muß ich der Gegner des Herzogs sein, muß ich die persönlichen Neigungen und das Gefühl des Königs gegen ihn für mich benützen. Deshalb muß ich vor der Welt seine Politik bekämpfen; wenn er gestürzt ist, werde ich dieselbe fortsetzen."

„Ich begreife," sagte Herr Roberjot, „und ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Herzog."

„Wir sprechen ohne Zeugen," sagte Don Manuel hochmütig, „und eine Indiskretion würde keinen Glauben finden. Um Ihnen wenigstens zu beweisen," fuhr er fort, während ein flüchtiges, höhnisches Lächeln um Herrn Roberjots Lippen zuckte, „um Ihnen zu beweisen, daß ich Sie nicht täusche, mögen Sie erfahren, daß ich soeben noch einen Schritt ver=

hindert habe, welcher vor allem die Verhältnisse in Frankreich hätte verwirren können. Sie wissen, daß der König und die Königin persönlich von Abscheu gegen die Revolution erfüllt sind. Nun denn, die Königin hatte durch eine Vertrauensperson der Königin Marie Antoinette, welche in Saragossa wartete, einen Brief dorthin senden wollen, in welchem sie den König aufforderte, keine Zugeständnisse mehr zu machen und eine zweite Flucht unter dem Vorwand einer Krankheit in sicherer Verkleidung über die Pyrenäen zu versuchen, um dann alles zu widerrufen, was er gewährt habe, und von allen Seiten einen europäischen Kriegszug gegen Frankreich zu erreichen. Ich zweifle nicht, daß wenn dieser Brief in die Hände der Königin Marie Antoinette gekommen wäre, der Rat befolgt sein würde; aber der Brief, mein Herr, ist nicht an seine Bestimmung gelangt, ich habe dafür gesorgt!"

„Ha, Herr Herzog," rief Roberjot, „daran haben Sie nicht recht gethan; in der That, das wird Herr Danton sehr bedauern!"

„Bedauern?" fragte Don Manuel. „Und warum?"

„Weil," erwiderte Herr Roberjot, „der Brief, von dem Sie sprechen, vielleicht den Gang der Geschichte ungemein beschleunigt haben würde; wenn der König Ludwig XVI. jeden Widerstand aufgibt, so

kann sich der Zustand der Halbheit und Ungewißheit, in welchem Frankreich jetzt schwebt, immer mehr verlängern und endlich vielleicht, wenn die wilde Aufregung des Volks ermattet, zur Wiederbefestigung der Monarchie führen. Wenn der König aber von neuem Widerstand leistet, wenn er gar einen Fluchtversuch unternehmen würde, dann würden wir schnell und sicher das Ziel der klaren, zweifellosen Republik erreichen!"

„Der Republik!" rief Don Manuel, erschrocken auffahrend, „und was soll aus dem König werden?"

„Dasselbe," sagte Roberjot kalt, „was aus Karl I. von England geworden ist. Seien Sie überzeugt, daß Danton an entschlossenem Mut nicht hinter Cromwell zurücksteht, deshalb, Herr Herzog, bedaure ich, daß Sie einen Brief zurückgehalten haben, der uns die französische Monarchie und den König Ludwig XVI. schneller vielleicht in die Hände geliefert haben würde."

„Entsetzlich, entsetzlich!" rief Don Manuel. „Und Sie halten es für möglich, daß eine französische Republik sich mit uns verbündet, daß sie Spanien behilflich sein könne, seinen Rang unter den Monarchien Europas wieder einzunehmen?"

„War nicht Cromwell," sagte Roberjot achsel-

zuckend, „der Verbündete Ludwigs XIV., und waren nicht die legitimen Könige von England Frankreichs Feinde? Die innere Staatsform hat nichts mit der europäischen Politik zu thun, und Herr Danton ist ganz der Mann, um als Protektor Frankreichs eine ebenso klare und vorurteilslose Politik zu befolgen, als dies Cromwell gethan. Doch," fuhr er, sich ein wenig verbeugend und den Herzog unter dem Bann seines scharfen, bis in die Tiefe der Seele dringenden Blickes haltend, fort, „wenn man einen Platz in der Weltgeschichte behaupten oder erringen will, Herr Herzog, so muß man über die nächste Zukunft weiter hinausblicken. Die alte französische Monarchie ist unmöglich geworden durch ihre Verbrechen und mehr noch durch ihre Thorheit und ihre Schwäche, aber die Republiken haben keinen Bestand in Europa; sie sind Uebergangsregierungsformen, um die Fehler der Vergangenheit auszulöschen und die Grundlage für neu geläuterte Staatsformen zu bilden. Das hat Cromwell nicht geglaubt und auch Danton mag es nicht glauben; ich aber, Herr Herzog, bin davon überzeugt; ich bin gewiß, daß die französische Republik kommt, aber auch ebenso gewiß, daß sie nicht dauern wird. Die alten Bourbonen aber werden dann die Monarchie in Frankreich nicht wieder aufrichten; haben sich doch

auch die Stuarts in England niemals wieder befestigen können. Nun, Herr Herzog, regieren die Bourbonen nicht auch in Spanien? Sollte man dem französischen Volke, wenn es der Republik müde sein wird, nicht den Gedanken eingeben können, den jüngeren Zweig seiner Könige wieder zurückzurufen? Sollte es dann nicht einem großen spanischen Staatsmann ein herrliches Ziel des höchsten Ehrgeizes sein, von Madrid aus das stolze Wort wahr zu machen, das Ludwig XIV. einst in Versailles sprach: ‚Es gibt keine Pyrenäen mehr!‘ Sie sind jung, Herr Herzog, und ehe Ihre politische Laufbahn sich abschließt, wird die französische Republik längst wieder zusammengesunken sein."

Don Manuel sprang auf, dunkle Röte flammte in seinem Gesicht; lebhaft ging er auf und nieder, während Herr Roberjot, der sich erhoben hatte, mit lauernden Blicken seinen Bewegungen folgte.

„Und Sie halten einen solchen Traum wirklich und ernsthaft für möglich, mein Herr?" rief er endlich, vor Roberjot stehen bleibend. „Sie würden zur Verwirklichung desselben mitwirken?"

„Aus voller Ueberzeugung, Herr Herzog," erwiderte Roberjot. „Ich bin Franzose und liebe mein Volk und mein Vaterland, deshalb hasse ich die

Monarchie Ludwigs XV., welche der thörichte Ludwig XVI. nicht von dem Blut und dem Schmutz reinigen kann, mit denen sie sich befleckt hat. Ich arbeite an der Zerstörung dieser alten Monarchie, um das französische Volk zu rächen und zu befreien, aber ich weiß auch, daß die Republik keinen Bestand haben kann und darf, weil sie den Tummelplatz für den wilden und ungezügelten Ehrgeiz aller bildet, wie jene alte Monarchie der Tummelplatz für die Laster einer herrschenden Kaste war. Jetzt überlasse ich es Danton, die Monarchie zu vernichten. Wenn es gelten wird, die Trümmer wegzuräumen und eine neue Ordnung zu erbauen, dann wird meine Zeit kommen und die Ihrige, Herr Herzog, falls wir mit einander nach gleichen Zielen streben. Was in England geschah, wird auch in Frankreich geschehen; eine verfassungsmäßige Monarchie, welche die Rechte des Volkes schützt, wird aufgerichtet werden, und diese Monarchie bedarf einer neuen Generation von Königen. War nicht das Haus Hannover, das man auf den englischen Thron berief, ebenfalls eine weibliche Seitenlinie der Stuarts? Warum sollte die Monarchie der Zukunft in Frankreich nicht in die Hände der jüngeren bourbonischen Linie gelegt werden!"

„Ihre Gedanken machen mich schwindeln, mein

Herr," rief Don Manuel, „es ist groß, ungeheuer, was Sie da sagen! Sie überraschen mich, ich glaubte einen Agenten Dantons zu empfangen und sehe einen Mann vor mir, der die Hand ausstreckt, um der Weltgeschichte ihre Bahnen vorzuschreiben."

„Das ist zu viel Ehre für mich," entgegnete Roberjot. „Niemand schreibt der Weltgeschichte ihre Bahnen vor, als jene geheimnisvolle Macht, welche die einen Gott, die anderen das Schicksal oder den Zufall nennen; aber wer es mit klarem Blick versteht, die Bahnen der Weltgeschichte in die Nebel der Zukunft hinein zu verfolgen, der wird stets der verblendeten Menge voranschreiten und sie führen."

„Aber, mein Herr," sagte Don Manuel, „wie wäre es möglich, eine aus der Revolution hervorgegangene französische Monarchie in die Hände des Königs von Spanien zu legen, ohne auch die Verfassung des Landes von Grund aus zu verändern?"

„Eine solche Veränderung wird in der That notwendig sein," erwiderte Roberjot, „und wenn sie der König selbst vornimmt, so wird er die Revolution vermeiden, die sonst auch hier unmittelbar ausbrechen muß. Doch vergessen Sie nicht, Herr Herzog, in den Monarchien, deren Verfassung die absolute Ge=

walt beschränkt, sind die Minister allmächtig, weil sie den Geist des Volkes zu erfassen und zu leiten verstehen."

„Hier, mein Herr," rief Don Manuel, indem er seine Hand ausstreckte, „schlagen Sie ein, wir sind einig, zählen Sie auf mich!"

Roberjot ergriff die Hand des Herzogs und sagte mit kalter, klarer Stimme:

„Die Zukunft gehört uns!"

Einen Augenblick standen beide schweigend Hand in Hand sich gegenüber, der glänzende, von Edelsteinen strahlende Hofmann und der bescheidene, fast ärmlich gekleidete Bürger; aber es schien, als wenn dieser den stolzen, zu schimmernden Traumbildern emporblickenden Herzog gefangen halte, um ihn zu führen und zu lenken als ein Spielzeug seines Willens.

„Nun leben Sie wohl, Herr Herzog," sagte Roberjot, „ich muß nach Paris zurückgehen, dort ist meine Anwesenheit nötig. Ich nehme Ihr Wort mit, daß wir von Spanien nichts zu befürchten haben und unsere ganze Kraft nach dem Rhein werfen können."

„Sie haben mein Wort," erwiderte der Herzog; „was auch geschehen möge, versichern Sie Herrn

Danton, daß ich sein Verbündeter sei. Zwischen uns beiden aber, mein Herr, besteht der Sonderbund für die Zukunft, an die Sie mich glauben gelehrt haben."

„Und diese Zukunft heißt," sagte Herr Roberjot, „ein lateinisches Reich des Westens unter der konstitutionellen Herrschaft der jüngeren Bourbonen, deren erster Minister der Herzog von Alcudia sein wird."

„Und wie werden wir mit einander verkehren?" fragte der Herzog.

„Wenn es nötig ist," erwiderte Roberjot, „werde ich da sein. Kommt aber jemand und spricht vor Ihnen das Wort: ‚Es gibt keine Pyrenäen mehr!' dann, Herr Herzog, wird er mein Bote sein und Sie dürfen ihm vertrauen. Schreiben Sie niemals; das gesprochene Wort verfliegt in dem leeren Raum, das geschriebene ist eine schwere Fessel und ein zweischneidiger Dolch zugleich. Ich bitte Sie nun, mich öffentlich zu entlassen; Sie haben keine Beschäftigung für mich, das ist einfach, nur lassen Sie mir einen Paß ausstellen, welcher mich als französischen Royalisten bezeichnet, damit ich sicher die Grenze erreiche. Ich wohne im Gasthof zum Wappen von Kastilien."

„Sie sollen diesen Abend noch eine vollgiltige Legitimation haben," versicherte der Herzog.

Dann zog er die Glocke.

Der Kammerdiener trat ein.

„Es thut mir leid, Bastien," sagte der Herzog in französischer Sprache, „daß ich Deinen Landsmann nicht beschäftigen kann, da er keine Uebung in den Bauten besitzt, die ich ausführen lassen werde. Aber ich werde für Sie sorgen, mein Herr," sagte er, zu Roberjot gewendet, der, sich tief verbeugend, einige Worte des Dankes sprach. „Bastien wird Ihnen einen Paß und eine Empfehlung von mir in den Gasthof bringen!"

Roberjot ging hinaus.

Ehe Bastien folgte, meldete er dem Herzog, daß Don Alfonso de Cornichuelo im Vorzimmer warte.

„Laß ihn eintreten," rief der Herzog lebhaft, „ich habe ihn schon lang erwartet!"

Siebenzehntes Kapitel.

„Nun, mein Herr," rief der Herzog dem mit tiefer, ehrerbietiger Verbeugung eintretenden Don Alfonso entgegen, „Ihr seid lange von Madrid fern geblieben, denn ich will nicht hoffen, daß Ihr mich nach Eurer Rückkehr auf Eure Meldung habt warten lassen, es würde das ein schlechter Beweis Eures Diensteifers sein!"

„Nein, gnädiger Herr, nein!" rief Don Alfonso, wie entsetzt über eine solche Voraussetzung. „Mein erster Weg nach meiner Rückkehr ist hieher gewesen; aber leider," fügte er, scheu und ängstlich zu dem Herzog aufblickend, hinzu, „leider habe ich keine gute Meldung zu bringen, denn ein unglücklicher Zufall, oder vielmehr, wie ich als gewiß annehmen muß, eine tückische Verschwörung hat uns, Don Pedro de Muga und mich, verhindert, den Auftrag unseres gnädigen Gönners auszuführen."

„Ah,“ sagte der Herzog aufhorchend, indem er sich in seinen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch setzte. „Erzählt mir das, aber ganz ausführlich.“

Don Alfonso berichtete nun, während der Herzog aufmerksam zuhörte, über die Vorgänge in der goldenen Sonne zu Fontana, indem er wiederholt den Verdacht aussprach, daß Don Diego irgend ein Betäubungsmittel in den Wein gemischt habe, dessen Genuß ihm und seinem Begleiter so verhängnisvoll geworden.

„Ich bitte,“ so schloß er, „den Herrn Herzog inständigst, uns unsere Schuld zu verzeihen, die mehr ein Unglück war, das wir hätten vermeiden können, wenn der Herr Herzog die Gnade gehabt hätte, uns davon zu unterrichten, daß Don Diego nicht allein sei; denn ich bin überzeugt, daß die Anwesenheit jener Abenteurer in der goldenen Sonne kein Zufall war.“

Der Ausdruck in dem Gesicht des Herzogs war, während er den Bericht anhörte, zu Don Alfonsos Erstaunen immer heiterer geworden. Mit sichtlicher Befriedigung rieb er sich die Hände und rief:

„Also seid ihr dem Garde du Corps nicht gefolgt und er hat volle Muße gehabt, um seinen Brief — um seinen Auftrag,“ verbesserte er sich

dann, „welcher Art derselbe auch gewesen sei, auszuführen?“

„Leider ist es so, gnädiger Herr,“ erwiderte Don Alfonso, „aber wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu sagen, es war in der That nicht unsere Schuld. Wir waren zwei gegen drei, worauf wir nicht gerechnet hatten, und ich weiß jetzt, daß jene Abenteurer, mit welchen wir in der Schenke zu Fontana zu thun hatten, mit Don Diego verschworen waren und daß sie nicht sind, was sie zu sein schienen.“

„Vortrefflich, vortrefflich!“ rief Don Manuel. „Ihr seid zwar ungeschickte Tölpel gewesen, ihr habt euch auf ziemlich plumpe Weise überlisten lassen und habt auch recht jämmerlich eure Degen geführt, aber es mag euch für diesmal vergeben sein. Dieser Roberjot,“ sprach er leise vor sich hin, „wird zufrieden sein.“

Er schien die Audienz für beendet zu halten und sah Don Alfonso ganz verwundert an, als dieser noch stehen blieb.

„Nun, was habt Ihr noch?“ fragte er; „Ihr könnt zufrieden sein, daß ich Eure Unwissenheit so leicht nehme.“

„Ich hatte die Ehre, dem gnädigen Herrn zu bemerken,“ sagte Don Alfonso ein wenig eingeschüch-

tert, „daß jene beiden Abenteurer nicht waren, was sie schienen, und ich kann den Beweis dafür liefern.“

„Nun, was waren sie denn?“ fragte der Herzog ungeduldig, indem er die Edelsteine seiner Ringe im Lichte spielen ließ. „Uebrigens ist das sehr gleichgiltig. Ihr hättet vorsichtiger und vor allem nüchterner sein müssen, das ist das Ganze!“

„Gnädiger Herr,“ rief Don Alfonso schnell, als ob er fürchtete, daß der Herzog seine Mitteilung abschneiden würde, „jene beiden Unbekannten habe ich heute abend wieder gesehen hier in Madrid und der eine von ihnen trug die Uniform der Garde du Corps, der andere die der Füsiliere von Biscaya.“

„Ah,“ sagte der Herzog aufhorchend, „das ist in der That merkwürdig, und Ihr habt Euch nicht getäuscht? Ihr seid Eurer Sache gewiß?“

„Ganz gewiß, gnädiger Herr, denn ich habe mit ihnen gesprochen, als sie in den Gasthof zum Wappen von Kastilien einritten.“

„Merkwürdig, in der That sehr merkwürdig,“ sagte der Herzog nachdenkend, „und Ihr kennt ihre Namen?“

„Ich habe sie mir wohl gemerkt, obgleich ich ihnen damals in dem Gasthof zur goldenen Sonne in Fontana keine Bedeutung beilegte. Don Josef

de Mallo nannte sich der eine und der andere Don Ramiro de Torrijo."

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Diese Namen sind mir völlig unbekannt," bemerkte er, „ich habe sie nie vordem gehört. Und der eine ist Garde du Corps und der andere Füsilier von Biscaya, sagt Ihr?"

„So ist es, gnädiger Herr; ich habe sie selbst in Uniform gesehen und sie könnten dieselben unmöglich in Madrid auf der offenen Straße tragen, ohne das Recht dazu zu haben. Außerdem ritten sie andalusische Pferde von solcher Schönheit, wie ich sie bisher nur in den Marställen Seiner katholischen Majestät gesehen habe."

„Merkwürdig, merkwürdig," sagte der Herzog, der immer ernster geworden war, wiederholt vor sich hin. „Es ist gut," fügte er dann hinzu, „ich danke Euch für Eure Mitteilung, und obgleich es recht ungeschickt war, daß ihr euch jene Degenstiche beibringen ließet, so sollt ihr doch ein Schmerzensgeld haben. Hier, teilt das mit Eurem Kameraden, Don Pedro de Muga!"

Er nahm aus einer Kassette, die auf seinem Schreibtisch stand, eine Börse und reichte sie Don Alfonso, der sich nach einigen lebhaften Dankesworten

schnell entfernte, denn der Herzog hatte sich erhoben und zeigte sehr deutlich, daß er nun das Gespräch für beendet ansehe.

„Was bedeutet das?“ sagte Don Manuel, indem er sinnend auf und ab ging. „Niemand wußte um die Sendung dieses Don Diego als die Königin; ich selbst habe ihr dazu geraten, um sie in noch schärferen Gegensatz zu dem Grafen Aranda zu bringen. Nun sind da plötzlich zwei fremde, geheimnisvolle Persönlichkeiten aufgetaucht, welche meine Wallonen überlistet und kampfunfähig gemacht haben, um die Ausführung des Auftrages der Königin durchzuführen. Und diese Leute sind nun so plötzlich hier in den vornehmsten Corps der Garde! Dahinter birgt sich ein Geheimnis. Sollten meine Maßnahmen ausgespäht werden, während ich glaube, die Fäden aller Geheimnisse dieses Hofes in meinen Händen zu halten?“

Er öffnete die Thür eines Nebenzimmers, in welchem an einem großen, mit Papieren bedeckten Tisch ein langer, hagerer Mann in einfacher schwarzer Tracht saß. Derselbe erhob sich, ohne den Ruf des Herzogs abzuwarten, und trat in dessen Wohnzimmer.

„Höre, Martino,“ sagte Don Manuel, „es gilt,

einen geheimnisvollen Vorgang zu ermitteln, von dem ich soeben gehört und der mich interessirt!"

Der Schreiber, welcher eine kleine, gepuderte Stutzperücke trug und dessen mageres gelbliches und faltiges Gesicht einem alten verblaßten und bestäubten Bilde glich, sah den Herzog mit seinen kleinen, dunklen, klugen Augen erwartungsvoll an.

„Es sind in diesen Tagen," fuhr der Herzog fort, „zwei unbekannte junge Leute in die Garde du Corps und das biscayische Füsilierbataillon aufgenommen worden; ich wünsche zu wissen, wer sie sind und woher sie kommen."

Der Schreiber trat zu seinem Arbeitstisch und nahm von demselben ein Blatt Papier, mit welchem er zu dem Herzog zurückkehrte.

„Der Garde du Corps," sagte er, die Augen auf das Papier geheftet, „heißt Don Josef de Mallo und ist in dem auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät ausgefertigten Patent Graf de Mallo genannt; sein Gefährte, welcher bei den Füsilieren von Biscaya eingestellt ist, heißt Don Ramiro de Torrijo."

„In der That, ganz recht," sagte der Herzog erstaunt, „diese Namen waren es, die Alfonso mir nannte, und dieser Josef de Mallo ist durch das Patent zum Grafen gemacht? Das ist seltsam, in der

That recht seltsam. Und woher kommen sie, was sind sie?"

„Das habe ich nicht erfahren können," erwiderte der Schreiber; „die Patente sind in der königlichen Kanzlei ausgefertigt worden und der Befehl zur Einstellung der beiden jungen Leute ist unmittelbar den Herzogen von Alba und von Sesto zugegangen, welche darüber nicht wenig verwundert waren, aber sich natürlich keine weitere Frage erlaubt haben. Uebrigens haben sich die beiden Neuangestellten bereits gemeldet, sie wohnen in dem Gasthof zum Wappen von Kastilien und sind nach Aussage der Kellner sowohl als der Diener der Herzoge von Alba und von Sesto schöne und äußerst elegant ausgestattete junge Leute, welche reich mit Geld versehen sind und dasselbe nicht schonen."

„Das wird immer verwickelter," sagte der Herzog, „ein solcher Gnadenakt des Königs, der sich sonst um nichts kümmert, gegen zwei Unbekannte ist völlig unerklärlich. Es muß irgend ein geheimer Einfluß dabei im Spiele sein, ein Einfluß, der mir feindlich ist und den ich ergründen und vernichten muß. Du bist in der That eine Perle, Martino, das Muster eines Sekretärs, wie ich ihn bedarf. Du sorgst für die Antwort auf eine jede Frage, schon bevor sie Dir gestellt ist."

„Ist das nicht meine Pflicht, gnädigster Herr?“ erwiderte der Sekretär, indem sein welkes Gesicht sich belebte. „Was war der arme Martino Capello, als er noch in der dumpfigen Schreibstube des geizigen Advokaten saß, durch tagelange, geisttötende Arbeit sein elendes Leben spärlich fristend? Er wäre vergangen wie eine arme Pflanze im kalten Schatten, vergessen, verachtet und ohnmächtig, wenn nicht ein Rechtsstreit Sie, gnädigster Herr, damals, als Sie noch bei der wallonischen Garde standen, zu meinem Advokaten geführt hätte. Er gab Ihre Sache verloren, weil er vielleicht glauben mochte, daß Sie ihn schlechter bezahlen würden als Ihr Gegner.“

„Ja, ja,“ sagte Don Manuel, indem er dem Schreiber auf die Schulter klopfte. „Ich weiß es wohl, Du kamst abends zu mir und gabst mir einen Rat, wie ich meine Sache angreifen sollte, und ich gewann den Prozeß. Er war freilich nur unbedeutend, aber damals war mir das von Wert und Du hast mir einen großen Dienst geleistet.“

„Und Sie, gnädiger Herr,“ rief der Schreiber lebhaft, indem er die Hand des Herzogs an seine Lippen führte, „Sie haben mich dafür königlich belohnt. Sie haben den armen Martino nicht ver=

gessen, als Sie ein großer, mächtiger Herr wurden; Sie haben mich in Ihre Dienste genommen, Sie haben die arme, verkümmerte Pflanze in das Sonnenlicht gestellt und zu neuem Leben erweckt. Aus der dunklen Schreibstube des Advokaten haben Sie mich in den Palast gezogen; ich habe nicht mehr für des Lebens Notdurft zu sorgen, Reichtum und Glanz umgibt mich, aber was mehr ist als alles das, alle Welt beugt sich vor mir, alle Welt fürchtet den vertrauten Sekretär des allmächtigen Herzogs von Alcudia und schmeichelt dem armen Martino Capello, den früher die untersten Diener dieser hochmütigen großen Herren kaum eines Blickes und einer Antwort gewürdigt haben würden. O Herr Herzog, das ist eine Wohlthat, wie es keine andere auf Erden gibt. Man muß die ganze erdrückende Last der Verachtung empfunden haben, um ganz das Glück fühlen zu können, über all diese hochmütigen Thoren emporgestiegen und von ihnen gefürchtet zu sein."

„Ja, ja," sagte der Herzog halblaut, „ich kenne so etwas davon; auch auf mich hat mancher wohl hochmütig herabgesehen, der jetzt sich vor mir bis zum Staube beugt."

„Und doch war das ganz etwas anderes," rief

Martino, der die leisen Worte seines Herrn gehört hatte. „Sie waren immer ein Kavalier, Sie hatten Ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft; ich aber war ein Ausgestoßener, weniger als ein Wurm, weniger als eine im Hauch des Windes umherwirbelnde Staubwolke. Durch Sie bin ich wiedergeboren, Herr Herzog, Sie haben mir gegeben, was ich kaum den Worten nach kannte: den Stolz und das Gefühl der menschlichen Würde. Muß da nicht das ganze Leben, das Sie mir neu geschenkt, Ihnen gehören? Muß nicht die Kraft, die Sie geweckt, der Geist, den Sie belebt haben, arbeiten und denken ohne Unterlaß, um Sie immer glücklicher, immer größer zu machen? Und, bei Gott, eher wird der arme Martino nicht ruhen und rasten, als bis es niemand mehr gibt, der über Ihnen steht in Spanien, bis alle Ihre Feinde niedergeworfen sind zu Ihren Füßen. Ich bin zu alt geworden, mein Körper ist gebrochen durch den Druck der Armut und der fruchtlosen Arbeit. Aller Genuß des Lebens, den Sie mir geboten haben, kann mir wenig mehr nützen; aber das ist meine Freude, das ist das stolze Ziel, dem jede Faser meines Lebens geweiht ist, daß ich in den Händen meines Wohlthäters, des einzigen auf Erden, der in dem armen Martino den Menschen

erkannte und achtete, die Macht und die Herrschaft über alle anderen vereinigt sehen will und daß ich dann, wenn Sie auf der Höhe stehen werden, auf welcher nur die Krone noch Ihr Haupt überragt, daß ich dann mir sagen kann, auch der arme Martino hat seinen Teil daran!"

„Und seinen großen Teil," rief Don Manuel, indem er dem hageren Mann, dessen gelblich blasse Wangen sich lebhaft gerötet hatten, die Hand reichte. „Wahrlich seinen großen Teil und auch an der Macht und Herrschaft soll Dir ein großer Teil gehören, Dir, dem Einzigen, bei dem ich Dankbarkeit gefunden, dem Einzigen, auf dessen Freundschaft ich bauen kann!"

„Ich weiß es, ich weiß es, gnädigster Herr," sagte Martino, indem er abermals die Hand des Herzogs küßte. „Es muß ja so sein; Sie sind jung und ungebrochen vom Elende, Ihnen gehört der Genuß des Lebens, mir die Arbeit, die Arbeit für Sie, die Wachsamkeit gegen Ihre Feinde. Gehen Sie ruhig auf Ihrer glänzenden Bahn vorwärts! Von all den tausend Fäden, die man vor Ihren Füßen spinnt, um Sie zu Falle zu bringen, wird mir keiner entgehen; ich werde sie alle zerreißen, oder noch besser zusammenknüpfen zu einem Netz, in dem diejenigen selbst sich fangen sollen, die sie gesponnen haben."

„Und Du, mein alter Martino," sagte der Herzog mit warmer Herzlichkeit, „Du sollst Dir dafür sagen können, daß Don Manuel Godoy, dessen Bahn, bei Gott, so hoch hinaufführen soll, wie keine andere auf Erden, nur einen Freund habe, dem er vertraut, und daß dieser Freund, der nie einen Wunsch vergebens aussprechen soll, der arme, unbekannte Martino Capello ist. — Doch nun," fuhr er fort, indem er lächelnd in das strahlende Gesicht seines Sekretärs blickte, „will ich Dir beweisen, daß auch ich nicht müßig bin, daß auch ich es ein wenig verstehe, die Fäden zu entdecken, mit denen man meine Füße umspinnen möchte. Höre wohl zu! Jene beiden Leute, welche auf so außerordentliche Weise in die Garde eingestellt sind und in welchen Dich der Instinkt Deiner Treue meine Feinde oder die Werkzeuge meiner Feinde erkennen ließ, zogen vor wenig Tagen noch als unbekannte Abenteurer auf der Landstraße umher; sie haben meine Leute, die ich ausschickte, um die Sendung des Don Diego Lopez nach Saragossa zu vereiteln, in dem Gasthof zur Sonne in Fontana aufgehalten und durch teufelmäßig geschickte Degenstiche verhindert, ihren Auftrag auszuführen. Das ist ein neuer Faden, der sich an den ersten knüpft und dessen Spur Du folgen wirst."

„Aha," rief Martino, indem seine kleinen Augen höher aufblitzten, „das ist in der That wundersam! Ich bin beschämt, daß der gnädige Herr mir zuvorgekommen sind, und doch glücklich über einen so festen Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen. Die Sache ist einfach. Der geheimnisvolle Einfluß, welcher die Ernennung jener Leute ermöglichte und ihre glänzende Equipirung bewirkte, muß derselbe sein, welcher das Hindernis beseitigen wollte, das Don Diegos Botschaft entgegengestellt war. Der Graf von Aranda kann das nicht sein; nein, nein."

Er neigte den Kopf auf seine Brust und versank in tiefes Sinnen.

„Nun," sagte Don Manuel, „denke darüber nach, mein Freund. Wir haben die Spur, und einem geschickten Jäger, wie Du es bist, wird sie nicht wieder entschlüpfen."

Martino zog sich, ganz in seine Gedanken vertieft und ohne das huldvolle Kopfnicken seines Herrn zu beachten, in sein Kabinet zurück, wo er sich an seinen Schreibtisch setzte und mit einer Feder eigentümlich verschlungene Linien auf ein Blatt Papier zeichnete, als ob er seine Gedanken an äußere Zeichen knüpfen wolle, um sie klarer zu gestalten und sicherer zu verfolgen.

Don Manuel bewegte die Glocke.

Unmittelbar darauf trat der Kammerdiener Bastiano ein.

„Ich will meinen Anzug wechseln," sagte er, „es ist die Zeit zur Hoftafel. Ah," fuhr er mit beifälligem Lächeln fort, „ich bin gut bedient und Du verstehst Dein Amt, da trägst Du ja bereits meinen Rock auf dem Arm. Laß sehen, ob Du gut gewählt hast!"

Der Kammerdiener breitete ein Galakleid von dunkel violettem Sammet mit außerordentlich reicher Stickerei in mattem Gold auf einen Stuhl aus, auf der linken Brustseite des Rockes funkelte der liliengeschmückte Stern vom Orden Karls III., prachtvolle Diamanten bildeten die Knöpfe.

„Es ist gut, vollkommen gut," sagte Don Manuel, nachdem er seinen Rock einen Augenblick betrachtet hatte, „einfach und doch so reich, daß mich kaum jemand von diesen hochmütigen Höflingen wird überbieten können."

Er warf den Rock ab, den er getragen, und legte das neue Galakleid an.

Bastiano reichte ihm einen noch reicher mit Diamanten besetzten Degen und hing das große weiß und blaue Ordensband über seine Schulter. Dann

eilte er, während Don Manuel wohlgefällig sein Bild in einem großen Wandspiegel betrachtete, hinaus und kehrte im nächsten Augenblick mit einem silbernen Waschbecken voll parfümirten Wassers und einem über den Arm gehängten Batisttuch zurück.

Don Manuel tauchte die Fingerspitzen in das Wasser und trocknete dieselben dann sorgfältig mit dem zarten Gewebe ab.

„Wie steht es," sagte er dabei, „mit dem Auftrag, den ich Dir neulich gegeben? Hast Du etwas von jener reizenden kleinen Fandangotänzerin gehört, die ich kürzlich auf dem Marktplatz vorüberfahren gesehen und deren Schönheit mich so außerordentlich überrascht hat? Ist sie wirklich so schön, als es mir schien, oder habe ich mich getäuscht, und ist sie es wert, sich um sie zu kümmern?"

„Der Herr Herzog hat sich nicht getäuscht," erwiderte Bastiano; „jene kleine Theresa ist in der That eine Schönheit ersten Ranges; sie ist frisch wie eine aufgebrochene Rosenknospe, aber sie ist auch tugendhaft, so tugendhaft, wie man mich versichert, daß noch niemand sich ihrer Gunst rühmen kann."

„Tugendhaft?" sagte der Herzog; „eine Dirne, die auf dem Marktplatz den Fandango tanzt —"

„Doch, Herr Herzog," sagte Bastiano, „es ist so,

wie man mir sagt. Ihr Bruder ist ein außerordentlich gewandter und starker Stierkämpfer; er läßt sie niemals von seiner Seite und alle Welt fürchtet sich vor ihm."

„Nun," rief der Herzog, „was die Furcht betrifft, so gehöre ich nicht zu aller Welt, und bei der Tugend dieser Tänzerin wird es wohl nur auf den Preis ankommen, den man dafür bietet. Du weißt, ich geize nicht mit solchen Preisen und auch Dein Schade wird es nicht sein, wenn Du jene niedliche Tänzerin in mein kleines Landhaus vor dem Thore führst."

Der Kammerdiener verneigte sich und öffnete auf den Wink seines Herrn die Thür nach dem Vorplatz.

Die Lakaien eilten über die große Treppe voran, Don Manuel stieg in seine vergoldete Karosse und fuhr, während die reich geschmückten Läufer mit den großen Stäben voraneilten, dem Schlosse zu.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gesellschaft in dem großen Speisesaal des Wappens von Kastilien war inzwischen immer zahlreicher und heiterer geworden; es waren immer noch mehr junge Herren von der Garde du Corps und der Füsiliergarde gekommen, einzelne Edelleute aus der Provinz, welche in den Kreisen der Militärs Bekannte gefunden, hatten sich denselben angeschlossen. Man rauchte in behaglicher Plauderei die vortrefflichen Cigarren von Havanna und von Kuba, welche zu jener Zeit noch nicht durch traurige Surrogatblätter verfälscht wurden. Vielmehr besaßen sie das volle, kräftige und feine Aroma, das den Geist zugleich anregt und beruhigt, und von dem man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen kann, wenn man nicht durch einen glücklichen Zufall in den Besitz jener köstlichen Cigarren gelangt, welche die Pflanzer

für sich selbst ziehen und welche niemals in den Handel kommen.

Wenn auch alle diese jungen Leute mit der dem ganzen spanischen Volke eigentümlichen Mäßigkeit bei der Unterhaltung nur langsam und wenig tranken, so thaten die feurigen Weine von Malaga und Xeres doch allmählich ihre Wirkung; die Wangen glühten höher, die Augen blitzten heller und die Unterhaltung wurde immer lebhafter.

Don Josef und Don Ramiro fühlten sich unendlich stolz und glücklich in dem Kreise all dieser jungen und glänzenden Kavaliere, welche sie mit so kameradschaftlicher Herzlichkeit aufgenommen hatten, als ob sie alte Freunde eines jeden von ihnen wären. Alle hatten bereits erfahren, daß ihre neuen Genossen auf unmittelbaren königlichen Befehl ernannt waren, und niemand zweifelte daran, daß die beiden jungen Leute, welche so gut aussahen und so elegant auftraten, aus großen und vornehmen Familien der entfernten Provinzen stammten, die vom Hofe besonders begünstigt waren. Auch hatte Don Diego das Abenteuer in der Schenke zu Fontana erzählt, und da sowohl die Gardes du Corps als die Füsiliere mit der wallonischen Garde stets auf gespanntem Fuß standen, so konnten Don Josef und Don Ra=

miro ihren neuen Freunden nicht besser empfohlen werden, als durch ihren so glänzenden und vollständigen Sieg über die Wallonen.

Meister Geronimo trat zu Don Diego Lopez y Baccara y Monteca heran, welcher gewissermaßen den Vorsitz im Kreise seiner Gesellschaft führte, und sagte:

„Gil Perez und seine Schwester Theresa sind draußen und bitten um die Erlaubnis, ihre in ganz Madrid berühmte Kunst zu zeigen. Ich habe sie kommen lassen, weil alle meine Gäste immer nach diesen Vorstellungen fragen, und gewiß werden auch die beiden sehr edlen Herren, welche heute erst hier angekommen sind, gern die unübertroffene Kunst des Gil Perez und der schönen Theresa kennen lernen.“

„Das habt Ihr vortrefflich gemacht, ganz vortrefflich, Meister Geronimo,“ rief Don Diego, indem er dem Wirt kräftig auf die Schulter klopfte; „laßt sie eintreten, wir können unseren neuen Kameraden heute abend nichts besseres mehr in ganz Madrid zeigen, als Gil Perez und Theresa.“

Auch die übrigen Herren alle stimmten freudig bei und Geronimo eilte schnell davon, um die angekündigten Künstler hereinzurufen.

„Es sind nämlich,“ sagte Don Diego, sich zu

Don Josef und Don Ramiro wendend, „die besten Fandangotänzer in ganz Madrid und, ich behaupte es kühn, auch in ganz Spanien. Was aber insbesondere die schöne Theresa betrifft, so werden wahrlich wenige unserer vornehmen Damen sie an Reiz und Anmut übertreffen oder erreichen!“

„Das ist viel gesagt,“ rief Don Josef, „und, bei Gott, ich möchte wohl behaupten, daß —“

Er brach schnell ab; Donna Marias Name schwebte auf seiner Zunge, aber er erinnerte sich des strengen Gebots der unbedingten Verschwiegenheit und fügte lächelnd hinzu:

„Dann wird diese schöne Tänzerin unter den Herren gewiß viele Freunde haben, die sie mit parteiischen Blicken beobachten.“

„Ihre Freunde und Bewunderer sind wir alle,“ sagte Don Diego ernst, „aber nicht so, wie Ihr es wohl meint. Die schöne Theresa ist ein Muster von Sittsamkeit und Tugend. Keiner von uns würde es jemals wagen, zu ihr ein Wort zu sprechen, das sie mit einem vorwurfsvollen Blick ihrer klaren, reinen Augen bestrafen möchte. Urteilt selbst, Graf de Mallo, dort kommt sie!“

Meister Geronimo führte die angemeldeten Tänzer in den Saal.

Gil Perez war ein großer, schlanker Mensch von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren; seine Glieder waren fein und zierlich gebaut, aber kräftig wie von Stahl. Bei jedem Schritt und bei jeder Bewegung glaubte man, seine Muskeln elastischen Federn gleich spielen zu sehen. Er trug eine kurze schwarze Sammetjacke, bis zum Knie herabreichende Beinkleider und weiße Strümpfe; über der breiten Brust bauschten sich die schneeweißen Falten seines Hemdes, aus dessen Krausen sich der schlanke, sehnige Hals emporstreckte; sein gebräuntes Gesicht mit der breiten Stirn und der kühn vorspringenden Adlernase hatte scharfe, etwas strenge Züge, welche ihn älter aussehen ließen, als er es in der That war, doch schienen seine von starken Brauen überwölbten dunklen Augen zu der Härte seines Gesichtsausdruckes nicht zu passen. In ihrem Blick lag vielmehr eine träumerische, fast weibliche Sanftmut, und wie scheu und furchtsam schaute er auf die in dem Saale versammelte Gesellschaft hin, indem er grüßend die kleine Sammetkappe abnahm, welche sein schwarzes, kurz gelocktes Haar bedeckte.

An seiner Seite schritt ein Mädchen von sechzehn bis siebenzehn Jahren, bei deren Anblick Don Josef in der That einen Ruf des Erstaunens und der

Bewunderung ausstieß. Ihre zierliche Gestalt reichte ihrem Begleiter eben nur bis zur Schulterhöhe, dabei aber war sie so wunderbar ebenmäßig und schlank gebaut, daß sie größer erschien, als sie es wirklich war. Auch sie trug, wie Gil Perez, das spanische Nationalkostüm von großer Einfachheit, aber auch ebenso außerordentlicher Sauberkeit. Ihre schwarze Sammetjacke mit den eng anschließenden Aermeln war mit feinen Silberschnüren verziert und ihren bis an die Kniee herabreichenden Rock schmückten Streifen von dunkelrotem Seidenzeug. Ihr bläulich schwarzes Haar war durch ein Netz von Silberfäden zusammengehalten. So reizend anmutig aber auch ihre Gestalt sein mochte, so vergaß man doch alle Schönheit derselben über dem wundersamen Eindruck ihres so ganz eigenartigen Gesichts, von dem man kaum den Blick wieder abzuwenden vermochte. Sie hatte jene gelbliche Hautfarbe, welche man bei den Morisken und Zigeunern findet; aber über dieser Farbe lag ein solcher Schmelz, daß sie tausendmal schöner schien als jener Lilien- und Rosenschimmer, den die vornehmen Damen so sorgsam vor den Strahlen der Sonne schützen oder durch die Kunst hervorzubringen streben. Man glaubte in den feinen Adern unter ihren Schläfen das Blut fließen zu

sehen, und dieses Blut mußte rein wie Kristall und zugleich glühend wie flüssiges Feuer sein. Ihre Nasenlöcher zitterten bei jedem Atemzuge wie die Nüstern eines edlen Pferdes; die dunkelroten Lippen ihres feinen Mundes öffneten sich über den glänzenden spitzen Zähnen zu einem kindlich harmlosen und doch wieder zugleich verführerischen und zuweilen spöttischen Lächeln; ihre großen dunklen Augen blickten unter dem Schatten der langen schwarzen Wimpern so rein und unschuldig, so stolz und gebieterisch und so forschend und durchdringend hervor, daß das Auge eines Kindes nicht frömmer und vertrauensvoller sich zum Himmel aufschlagen, eine Königin nicht mit mehr Hoheit auf ihre Unterthanen herabschauen konnte. Wie sie so an der Seite des großen jungen Mannes durch den Saal schwebte, kaum mit den zierlichen Füßen den Boden berührend, vereinigte sie in sich den süßen, lockenden Reiz der Bajaderen Indiens und die edle, zarte und reine Würde der Engelsgestalten, welche die großen italienischen Künstler zur Verherrlichung ihrer Madonnen schufen.

Hinter diesen beiden, welche wie die Verkörperung der Kraft und der Schönheit erschienen, trat ein sonderbares und fast abschreckendes menschliches Wesen in den Saal, das in wunderbarem Gegen-

satz zu beiden stand. Es war eine kleine, entsetzlich verkrüppelte Gestalt in einem weiten schwarzen Rock, dessen Falten den verkrümmten Rücken, die eingesunkene Brust und die schiefen Schultern ein wenig verhüllen sollten. Die kurzen Beine schritten unsicher und schwankend vorwärts; die langen Arme reichten fast bis zur Erde herab, und das gelblich blasse, krankhaft verzogene Gesicht zuckte in nervöser Unruhe hin und her. Die dichten schwarzen Haare hingen über die niedrige Stirn herab.

Ueber der Schulter trug dieser unglückliche Krüppel eine Guitarre an einem breiten Bande.

Beim ersten Anblick mochte man diese traurige Erscheinung für einen alten Mann halten, doch war das Gesicht trotz der krankhaften Blässe und der nervösen Zuckungen, wenn man es näher betrachtete, noch ganz jugendlich, und die großen glänzenden Augen blickten aus diesem leidenden, schmerzvollen Antlitz so eigentümlich sinnend, forschend, bittend und klagend hervor, daß jede Regung von Spott oder Widerwillen vor diesen Blicken sich schnell in tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen verwandelte, der verurteilt war, in einer solchen Entstellung der menschlichen Gestalt seinen schweren Weg durch das Leben zu machen.

Gil Perez und Theresa waren bis vor den Kreis der jungen Herren herangetreten; sie grüßten mit edlem Anstande. Alle diese so kecken und übermütigen jungen Leute erwiderten den Gruß der Tänzer mit herzlicher und zugleich achtungsvoller Freundlichkeit.

„Heute gilt es, zu zeigen," sagte Don Diego, während er Gil Perez auf die Schulter klopfte, „was ein alter spanischer Fandango ist! Es sind zwei Herren da, die euch noch nicht gesehen haben."

Er führte Don Josef zu der Tänzerin heran und dieser verbeugte sich vor der schönen Theresa, durch ihre Haltung fast ebensosehr betroffen als durch ihre Schönheit, so tief, als er es vor einer Dame am Hofe gethan haben würde.

Das junge Mädchen schlug die Augen zu ihm auf, einen Augenblick färbte dunkle Glut ihre Wangen, ihre Wimpern senkten sich tief herab, als könnte sie seinen Blick nicht ertragen; dann aber reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Seid willkommen in Madrid, Sennor Caballero, und urteilt nicht zu streng über unsere geringe Kunst, von der der edle Don Diego Euch zu viel erwarten läßt."

Ehe Don Josef antworten konnte, waren mehrere

der anderen Herren herangetreten; alle reichten der schönen Theresa mit unbefangener Herzlichkeit die Hand, alle sprachen mit ihr wie alte Bekannte, aber mit keinem Wort überschritt auch nur einer von ihnen die zarten Grenzen achtungsvollen Wohlwollens. Die Artigkeiten und Schmeicheleien, welche man der Tänzerin sagte, hätten auch die vornehmsten Damen nicht verletzen können, und das junge Mädchen erwiderte darauf mit unbefangener Heiterkeit.

„Hier," sagte Don Diego, indem er ihr und Gil Perez jedem einen gefüllten Kelch reichte, „wir trinken auf das Wohl der schönen Theresa, der ersten Tänzerin Spaniens."

Die anderen alle stimmten in den Ruf ein.

Gil Perez leerte sein Glas mit ehrerbietiger Verbeugung und Theresa berührte das ihrige mit den Lippen. Dann wendete sie sich zu dem kleinen Krüppel, welcher hinter ihr stand, und sagte, indem sie sich zu ihm herabbeugte:

„Das ist für Dich, Du guter, lieber Freund; auch Dir gilt der gute Wunsch der edlen Herren; denn was wäre mein Tanz," fügte sie, ernst zu Don Diego aufblickend, hinzu, „wenn der arme Blas Morino nicht so schön dazu spielte! Der Ton seiner Guitarre dringt in meine Seele und lehrt mich, ohne

daß ich weiß warum, die richtigen Bewegungen, und wie der Geist das Wort bildet, so bildet der Klang seiner Saiten meinen Tanz, den diese Herren so freundlich anerkennen."

Der arme Krüppel hatte das Glas geleert und reichte dasselbe dem jungen Mädchen mit einem Blick voll inniger Dankbarkeit zurück.

„Theresa hat recht," sagte Don Diego, „schwerlich gibt es in Spanien einen zweiten Menschen, der die Guitarre spielt wie der arme Blas Morino. Doch nun beginnt! Unsere neuen Freunde sind begierig, eure Kunst zu sehen."

Theresa brachte einen Stuhl herbei, auf welchen Gil Perez den kleinen, verwachsenen Blas emporhob. Dann nahm sie selbst die Guitarre von seiner Schulter und legte sie in seinen Arm.

Die übrigen Gäste des Schenkzimmers waren von ihren Tischen aufgestanden; es bildete sich ein weiter Kreis, in dessen Mitte Gil Perez und Theresa einander gegenüber traten. Sie nahm die Kastagnetten in die Hände und hob in anmutiger Bewegung die Arme empor.

Der kleine Blas begann zu spielen. In weichen Molltönen erklang eine klagende Melodie, in langsamem Rhythmus fortschreitend und sich entwickelnd.

Ganz leise erschallten dazu, genau den Takt markirend, die Kastagnetten, während die Tänzer in kaum bemerkbaren Wendungen ihrer schlanken, schmiegsamen Glieder die Musik begleiteten. Bald aber schritt die Musik zu schnellerem Tempo fort, die Melodie accentuirte sich schärfer und die beiden Tänzer begannen, während ihre Blicke in einander ruhten, in kleinem Kreise um einander herzuschreiten. Der Ausdruck ihrer Gesichter veränderte sich ebenso wie ihre Bewegungen. Gil Perez streckte wie gebietend die Arme aus, Theresa wandte sich wie schüchtern ausweichend ab. Dann wurde die Musik immer lebhafter und ausdrucksvoller, die Töne schienen zu klagen und zu flehen, es war, als ob eine mühsam zurückgehaltene Leidenschaft aus denselben hervorbrechen wollte. Dann wieder schien zitterndes Erschrecken die schnell wechselnden und immer aus einander hervorwachsenden Melodien zu unterbrechen, und immer begleiteten die Mienen und Bewegungen der Tänzer in ausdruckvoller Miene das Spiel der Guitarre.

Theresa hatte recht gehabt; verständlich klang aus den Saiten jede Empfindung der erwachenden und wachsenden Liebe hervor und fand in dem Tanz ihren Ausdruck. Immer stürmischer und bewegter klang die Musik; immer schneller wurde das

Tempo, immer feuriger und ausdrucksvoller der Tanz und die Pantomime. Bald schien Gil seine Tänzerin in auflodernder Glut zu verfolgen, die Arme ausbreitend, um sie an seine Brust zu reißen, während sie in schmiegsamen Bewegungen ihm entschlüpfte, bald wieder schien er ihr demütig seine wilde Leidenschaft abzubitten und um Erhörung zu flehen. Immer zögernder wurden ihre Bewegungen, immer mehr schien in dem Kampf von Furcht und Liebe die letztere die Oberhand zu behalten.

Der arme Blas Morino blickte nicht auf die Saiten nieder, über welche seine Finger wie in konvulsivischen Zuckungen dahinglitten; seine weitgeöffneten Augen wandten sich nicht von der Tänzerin ab und folgten jeder ihrer Bewegungen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Bewunderung und Hingebung. Das ganze Mienenspiel der schönen Theresa, welches alle Grade und Steigerungen der wachsenden Liebe von dem ersten Erwachen an bis zu immer höher aufglühender Leidenschaft in ihrem Kampfe mit der jungfräulichen Scheu zum Ausdruck brachte, mußte an ihren Tänzer gerichtet sein; aber wenn ihm auch ihr Antlitz stets zugewendet war, so richteten sich doch ihre Blicke oft, wie durch unwiderstehliche Gewalt angezogen, nach der Stelle hin, wo Don

Josef an Diegos Seite im Kreise der Zuschauer stand. Zuweilen schien es fast, als ob sie in unwillkürlicher Bewegung sich dorthin wenden wolle, als ob sie mit ihrem furchtsam ausgestreckten Arm von dorther eine sie beängstigende und doch süß berauschende Macht abwehren wolle.

Endlich erhob sich die Musik zu einem Dithyrambus der Leidenschaft; die Klänge schwollen so mächtig an, daß man kaum begriff, wie der kleine, kränkliche, verkrüppelte Spieler sie aus dem kleinen, unscheinbaren Instrumente hervorlocken konnte. Wie von wirbelnden Flammen erfaßt, stürzte sich Gil Perez auf Theresa; sie machte einen letzten Versuch, ihm zu entschlüpfen, aber sie sank wie kraftlos halb in ihre Kniee; er aber riß sie empor und umschlang sie mit seinen Armen. Der Widerstand war gebrochen, die Liebe hatte gesiegt; lieblich lächelnd lehnte sie den Kopf an seine Brust, aber während sie zu ihm hätte aufblicken sollen, wendeten sich ihre Augen abermals zu Don Josef hin, als ob ihm das Gefühl ihres Herzens gehöre.

Ein Jubelruf schien von den Saiten der Guitarre zu klingen, dann aber sank der Ton wieder herab und wie in einem schmerzlichen Wehlaut verhallte die Musik.

Gil Perez und Theresa verbeugten sich gegen die Zuschauer rings im Kreise. Der Tanz war zu Ende. Ein brausender Beifallssturm belohnte die Künstler, während Blas Morino wie gebrochen in sich zusammensank und mit stumpfen, gleichgiltigen Blicken vor sich auf die Erde starrte.

„Nun, was sagt Ihr?“ rief Don Diego. „Hatte ich nicht recht? Gibt es etwas Besseres in Spanien?“

„In der That,“ sagte Don Josef, „ich habe wohl unsere Landsleute in Granada tanzen sehen; aber doch habe ich heute erst gelernt, was unser Fandango eigentlich ist. Ihr habt vollkommen recht, und ich habe den ausgezeichneten Künstlern nur noch für den hohen Genuß zu danken.“

Theresa senkte errötend den Kopf bei diesen Worten; sie mußte an Lob und Anerkennung gewöhnt sein, aber dennoch schien sie Don Josefs Beifall ganz besonders glücklich zu machen.

Meister Geronimo reichte ihr einen Teller; einen Augenblick zögerte sie, als ob es ihr heute widerstrebe, die Gaben einzusammeln, wie sie es stets zu thun gewöhnt war; dann machte sie, während die Herren Gil Perez noch einen Becher edlen Weines reichten, ihre Runde.

Als sie zu Don Josef kam, schlug sie die Augen

nieder und hielt ihm, ohne ihn anzusehen, mit zitternder Hand den Teller hin.

Er nahm ein Goldstück aus seiner Börse und legte es unter die kleine Münze, welche den Teller bedeckte. Während alsdann Theresa weiter schritt, nahm sie das Goldstück und ließ es in ihr Mieder gleiten. Niemand achtete darauf, es war ja auch ganz natürlich, daß sie die wertvolle Münze besonders sorgfältig barg.

„Nun,“ rief Don Diego, als die Sammlung beendet war, „ich weiß, der Tanz ist nicht Eure eigentliche und einzige Kunst, wenn auch Eure höchste und kostbarste. Ihr versteht es, aus den Linien der Hand das Schicksal der Menschen zu lesen; Ihr habt uns oft mit scherzendem Munde manches verkündet, das dennoch wahr geworden ist. Tretet her und enthüllt hier unseren neuen Freunden die Zukunft, welche ihrer wartet.“

Theresa zuckte zusammen.

„Ich thue es nicht gern, edler Herr, Ihr wißt es; ist es auch nur ein Scherz, so soll man dennoch Gott nicht versuchen.“

„Ein Scherz ist keine Sünde,“ rief Don Diego, „und die heilige Kirche selbst würde nichts dagegen haben; darum geht immerhin zu meinen Freunden

Don Josef und Don Ramiro hier und sagt ihnen, welches Schicksal ihrer in Madrid wartet.“

Theresa warf einen Blick auf Don Ramiros ausgestreckte Hand und sagte nach einigem Besinnen:

„Den edlen Herrn erwartet großes Glück, Reichtum und Ehre, und alles wird ihm von einer Dame kommen, deren Hand schon ausgestreckt ist, um ihm die Blüten der Liebe zu reichen; er wird steigen, immer höher steigen, und wenn er den Gipfel erreicht hat, wird er auf ruhiger Bahn des Lebens Frieden und Freude finden bis zum Ende.“

„Damit bin ich zufrieden,“ rief Don Ramiro lachend; „das Glück ist ja eine Dame. Wenn mir die Gunst der holden Göttin treu bleibt, wie die schöne Theresa verkündet, so kann ich ruhig die Zukunft erwarten.“

„Nun zu Euch, Don Josef,“ rief Don Diego, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff und sie Theresa entgegenhielt, welche zitternd und errötend die Spitzen seiner Finger erfaßte, indem sie, sich niederbeugend, aufmerksam die Linien der inneren Handfläche betrachtete.

„O, wie herrlich steigt die Linie Eures Lebens empor!“ rief sie; „bei Gott, noch nie habe ich einen solchen Bogen gesehen in einer menschlichen Hand,

der sich kühn erhebt bis zu den höchsten Gipfeln des Lebens! Feinde treten Euch entgegen; noch kennt Ihr sie nicht, aber alle Gefahren, die Euch von ihnen kommen, werdet Ihr überwinden. Glanz und Ruhm umstrahlt Euch, edler Herr, und was Euer Herz nur träumen und wünschen mag, Ihr werdet es erreichen."

Stolz richtete Don Josef den Kopf empor, seine Augen leuchteten, und leise flüsterten seine Lippen den Namen, welcher sein Herz erfüllte: „Donna Maria."

Er bemerkte es nicht, daß Theresa plötzlich erbleichte, daß ihre Hand heftiger zitterte, während sie sich tiefer auf seine Rechte herabbeugte.

„Nun, und weiter?" fragte Don Diego.

„Ich bin zu Ende," sagte Theresa mit dumpfer Stimme, „ich sehe nichts mehr; die Linie des Lebens verläuft im Glanz glücklicher Sterne."

Sie trat schnell zurück, ging zu ihrem Bruder und sagte:

„Laß uns gehen, Gil, dies Spiel widerstrebt mir, ich mag es nicht fortsetzen!" Und ganz leise flüsterte sie vor sich hin: „Er wird in mein Leben greifen, mein Herz wird leiden um ihn; werde ich ihn retten können vor dem vernichtenden Blitz-

strahl, der in der Wetterwolke über seinem Haupte schwebt?"

Gil hob Blas Morino von seinem Stuhl herab; sorgsam hing Theresa die Guitarre über seine Schulter, und alle drei verabschiedeten sich unter dem nochmaligen Beifallklatschen der ganzen Gesellschaft.

Noch sprach man von der außerordentlichen Kunst der Tänzer und der wunderbaren Schönheit Theresas, als von der Straße her ein lauter, angstvoller Hilferuf ertönte. Unmittelbar darauf hörte man heftige, drohende Stimmen.

„Was ist das?" rief Don Diego. „Was geht dort vor? Mir schien, das war Theresas Stimme! Laßt uns sehen, was es gibt!"

Er eilte hinaus.

Don Josef stürmte ihm nach, die anderen Kavaliere folgten, während die übrigen Gäste ängstlich an ihren Tischen zusammenrückten.

Vor der Thür des Gasthofs fanden sie Theresa zitternd an Gil Perez geschmiegt, der den Arm um sie geschlungen hatte. Vor ihnen stand ein Mann in der Uniform der wallonischen Garde, welcher die Hand nach ihr ausstreckte, während der kleine Blas Morino sich neben sie gestellt hatte und seinen schwachen Arm drohend emporhob, als ob auch er sie verteidigen wolle.

„Laßt ab!“ rief Gil Perez mit drohender Stimme. „Wie könnt Ihr es wagen, ein Mädchen zu beleidigen, das ruhig seines Weges geht! Laßt ab, oder bei Gott, Eure Uniform soll Euch vor meinem Arm nicht schützen. Niemand soll meine Schwester ungestraft kränken!“

„Nun,“ rief der Wallone lachend, „noch ist es niemals eine Beleidigung gewesen, einer Tänzerin, der man abends auf der Straße begegnet, ein Abendessen anzubieten. Ist die Kleine da thöricht genug, es abzuschlagen, so ist es ihre Sache, aber ein Tölpel wie Ihr hat sich da nicht hineinzumischen. Zum Dank für mein Anerbieten und meine gute Absicht verlange ich einen Kuß von ihr, den sie mir nicht verweigern soll.“

Er streckte die Hand aus und ergriff Theresas Arm, um sie zu sich heranzuziehen.

„So sei Euch Gott gnädig!“ rief Gil Perez.

Er griff in die Brustfalten seiner Jacke und im nächsten Augenblick blitzte die Klinge eines dreischneidigen Dolches im Sternenlicht.

„Halt!“ rief Don Diego, indem er ihm in den Arm fiel. „Was gibt es hier? Wer wagt es, dieses Mädchen zu beleidigen?“

„Und wer wagt es,“ erwiderte der Wallone,

ohne Theresas Arm loszulassen, „sich in meine Angelegenheiten zu mischen? — Ah, Ihr seid es, Don Diego Lopez!“ rief er höhnisch lachend. „Ihr wißt vielleicht, daß ich meinen Arm noch in der Binde trage und heute den Degen nicht führen kann, sonst würdet Ihr wohl zurückhaltender sein, denn hier in Madrid handelt es sich nicht um einen Ueberfall, wie damals in der Schenke zu Fontana.“

Ehe Don Diego antworten konnte, war Don Josef aus dem Schatten hervorgetreten.

„Ihr irrt Euch, Don Alfonso de Cornichuelo,“ sagte er kalt und hochmütig, „Euer Gedächtnis muß wohl nicht stark sein, sonst würdet Ihr Euch erinnern, daß es sich auch in Fontana nicht um einen Ueberfall, sondern um einen ganz regelrechten und ritterlichen Waffengang handelte, bei welchem ich die Ehre hatte, Euer Gegner zu sein. Vor wenigen Stunden, als ich Euch hier an derselben Stelle begegnete, wußtet Ihr das noch ganz gut, und ich bin gewiß, daß Euch die Erinnerung daran bald wieder zurückkehren wird. Ebenso irrt Ihr Euch in Betreff dieses Mädchens; sie ist keine von denen, die man auf der Straße anreden darf, denn sie steht unter meinem Schutz und ist desselben durchaus würdig, wie ich gegen jedermann und auf jede Weise es behaupten werde.“

Einige Vorübergehende waren bei dem Wortwechsel stehen geblieben, es hatten sich immer mehr Menschen angesammelt; alle nahmen Partei für Theresa, die in ganz Madrid bekannt war.

„Es leben die Gardes du Corps!“ hörte man mehrere Stimmen rufen. „Es lebe Theresa!“

Don Alfonso war, verwirrt über die ernste Wendung, welche die Sache nahm, einen Schritt zurückgetreten.

Don Josef legte den Arm der zitternden Theresa in den seinen und sagte zu seinen Kameraden, welche ihn umstanden:

„Laßt euch nicht stören, Sennores, unsere schöne Tänzerin hat mir so viel Glück vorhergesagt, daß es meine Pflicht ist, sie zu beschützen. Ich werde sie zurückführen, und sie wird unter meinem Schutz sicher vor jedem Angriff sein.“

Er grüßte kurz und kalt den Wallonen, welcher mit einem leisen Fluch davonging, und schritt unter dem jubelnden Zuruf des umherstehenden Volks mit Theresa davon.

Gil Perez nahm Blas Morino auf seinen Arm, um ihn schneller fortzubringen, und ging Don Josef voran, ihm den Weg zu zeigen.

Keiner von der kleinen Gesellschaft sprach ein

Wort. Theresa war noch ganz betäubt von der Angst, die sie ausgestanden, und Don Josef fand den Ton nicht, in dem er sich mit seinem Schützling hätte unterhalten sollen.

Sie gingen nach der Vorstadt hinaus.

Vor einem kleinen Hause, das, von einem Gärtchen umgeben, ein wenig seitwärts von der Straße lag, blieb Gil Perez stehen.

„Hier sind wir zu Hause, edler Herr," sagte er, Blas Morino auf die Erde stellend. „Gott segne Euch für den edlen, großmütigen Schutz, den Ihr uns gewährt habt; Ihr habt mir eine schwere That erspart, die uns alle unglücklich gemacht hätte. Bedürft Ihr je eines treuen, ergebenen Dieners, so zählt auf Gil Perez; sein Arm ist stark, sein Herz mutig und fest."

„Gott segne Euch, edler Herr!" flüsterte Theresa, deren Stimme von Thränen erstickt war.

Rasch ergriff sie Don Josefs Hand, und er fühlte auf derselben den Kuß ihrer warmen Lippen.

„Was ich gethan," sagte er, schnell seine Hand zurückziehend, „war die Pflicht eines jeden braven Edelmannes; dankt nicht mir, sondern Gott, der mich auf Euren Weg geführt hat!"

Um jeden weitern Dank abzuschneiden, wendete

er sich mit kurzem Gruß um und ging schnellen Schrittes zur Stadt zurück.

Einen Augenblick sah ihm Theresa mit starren Blicken nach.

„Ich hatte es gesehen in seiner Hand," flüsterte sie, „daß er in mein Leben eingreifen würde, und so schnell ist es erfüllt. Unglückselige Gabe des Schicksals, welche meinem Blick die Zukunft öffnet!"

Gil Perez hatte die Thür des kleinen Hauses geöffnet. Theresa reichte Blas Morino ihre Hand, und während sie über die Schwelle trat, drückte der kleine, verkrüppelte Spielmann seine Lippen auf die Hand des schönen Mädchens, ohne daß sie darauf achtete.

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen in prachtvollem Sonnenschein und milder Frühlingsluft, welche noch nicht die erschlaffende Temperatur der hohen Sommermonate erreicht hatte, zogen die Truppen der königlichen Garde durch die Straße von Alcala und über den Prado hinaus, um sich auf einem freien Platz vor der Stadt zur Parade aufzustellen, nachdem sie sich vorher an ihren verschiedenen Sammelplätzen vereinigt und geordnet hatten. Voran marschirten die Bataillone der Füsiliere von Biscaya, geführt von dem Herzoge von Sesto, unter dem Klange der Trommeln und Querpfeifen.

In dem ersten Zuge des ersten Bataillons hatte der neue Korporal Don Ramiro de Torrijo seinen Platz und stolz schritt er am Flügel seines Zuges her. Der Trommelklang und der militärische Instinkt, welcher in jedem spanischen Hidalgo so mächtig ist,

ersetzten die Uebung. Der junge Mann unterschied sich in seinem Schritt und in seiner Haltung nicht von seinen ausgebildeten und exerzirten Kameraden.

Auf die Füsiliere folgten die Gardes du Corps, geführt von dem Herzog von Alba, der ein schwarzes Pferd ohne Abzeichen ritt und in seiner strengen, ernsten Miene und Haltung das Bestreben zeigte, dem Bilde seines berühmten Ahnherrn zu gleichen.

Don Josef, oder vielmehr der Graf Josef de Mallo, ritt am Flügel der ersten Eskadron. Don Diego hatte ihm für den Dienst eins seiner geschulten Pferde gegeben, da er das edle Tier, welches er aus dem geheimnisvollen Feenschlosse mitgebracht, nicht im Gliede hätte reiten können; auch er füllte seinen Platz würdig aus, sein Pferd besaß ja die ihm noch mangelnde Kenntnis der Signale und aller nach denselben zu machenden Evolutionen. Sein Herz schlug freudig und stolz dem leuchtenden Morgen entgegen und er hätte am liebsten mit hoch geschwungenem Degen die Sonne, den blauen Himmel und das frische Frühlingsgrün begrüßt, wenn ihn nicht das freudige Bewußtsein seiner militärischen Pflicht in der vorschriftsmäßigen dienstlichen Strammheit festgehalten hätte. Aber während die Trompeter vor dem Zuge her ihre schmetternden Fanfaren ertönen ließen, blickte er, von

Stolz und Freude berauscht, auf die an der Straße sich zusammendrängende Menge hinab und dann wieder hinauf zu den Balkonen der Häuser, auf welchen schöne Damen, in ihre Mantillas gehüllt, an den Brüstungen saßen und zuweilen dem einen oder dem andern vorüberziehenden Reiter ein Zeichen mit ihrem Fächer gaben. Dienen diese doch bekanntlich den Spanierinnen ebenso als Mittel einer geheimen, nur den Auserwählten verständlichen Liebessprache, wie den Frauen des Orients die Blumen.

Sorgfältig durchforschte sein Blick die Reihen der schönen Zuschauerinnen auf den Balkonen; immer hoffte er Donna Maria zu erblicken, welche ihm ja ein baldiges Wiedersehen versprochen hatte; aber wie schön auch die glutäugigen Gesichter sein mochten, welche sich zu den vorüberziehenden Truppen herabbeugten, immer trafen ihn fremde Blicke, welche nur flüchtig über ihn hinglitten, um irgend einen seiner Kameraden in den Reihen zu suchen. Vergebens blieb seine sehnsüchtige Hoffnung, diejenige zu erblicken, der er sein Glück verdankte und deren Bild sein Herz erfüllte.

Der Graf von Senares, ein noch junger Mann von hochmütiger, herausfordernder Haltung und Erscheinung, welcher dem aufsteigenden Stern des Don

Manuel Godoy folgte und von dem Einfluß des mächtigen Günstlings die Wiederherstellung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse erhoffte, führte die wallonische Garde, die den Zug schloß. In ihren Reihen nahm auch Don Alfonso de Cornichuro seinen Platz ein, obgleich er den Arm noch in der Binde trug und den Degen nicht führen konnte.

Die Volksmenge wogte neben und hinter den Truppen durch die Alcalastraße über den Pardo hin nach dem Paradefeld hinaus. Dort stellten sich die Füsiliere auf der einen Seite auf, ihnen gegenüber die Garde du Corps und zwischen beiden die wallonische Garde, so daß diese Corps zusammen ein großes Viereck bildeten, welches nach der Stadt hin offen blieb. Hinter demselben drängten sich die Zuschauer in dichten Gruppen zusammen, um mit unermüdlicher Geduld den Höhepunkt des militärischen Schauspiels zu erwarten, von dem die meisten, wie das bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, wenig mehr sahen, als die Rücken der Soldaten und die Hinterfüße der Pferde.

Ueber eine halbe Stunde harrten die Truppen in ihrer Aufstellung.

Don Josef begann seine neue militärische Stellung, welche ihn nötigte, hier unbeweglich auf seinem Pferde

unter den Strahlen der immer höher heraufsteigenden Sonne auszuharren, bereits weit weniger lockend zu finden als zu Anfang. Er beneidete die Zuschauer, welche hinter den Reihen sich auf die Erde lagerten und an mitgebrachten Erfrischungen erquickten. Aber er hielt tapfer aus; er hätte um keinen Preis auch nur durch eine Miene sich vor seinen Kameraden als Neuling im Ertragen der soldatischen Anstrengungen gezeigt.

Endlich machte sich eine unruhige Bewegung in den Zuschauergruppen nach der Stadt hin geltend; man hörte in den Gliedern ein leises Rasseln und Klirren der Waffen, weil jeder eine festere und straffere Haltung annahm. Die Herzoge von Alba und von Sesto, welche mit ihren Stäben in der Mitte des Platzes gehalten hatten, sprengten nach der offenen Seite des Vierecks hin und im nächsten Augenblick erschien, unter den Bäumen des Pardo hervorschimmernd, der königliche Zug, voran mehrere Stallmeister auf reich geschirrten Pferden, welche rechts und links von dem offenen Viereck ihre Plätze nahmen. Dann entfaltete sich wie ein glänzender Pfauenschweif das Gefolge der hohen Herrschaften; man sah nichts als eine Wolke von goldgestickten Uniformen und wehenden Federn; alle Tambours schlugen, die Trompeten

bliesen den so einfachen, majestätisch erklingenden spanischen Königsmarsch und aus der bis dicht zu den Reihen der Truppen herandrängenden Zuschauermenge erklang der brausende Ruf:

„Es lebe der König!“

Don Josef fühlte, während er, genau nach seinen Kameraden sich richtend, die Waffe präsentirte, sein Herz bis zum Zerspringen schlagen. In der dunklen Zurückgezogenheit einer fernen Provinz aufgewachsen, aber ganz erfüllt von dem glühenden Durst nach Glanz, Ehre und Macht, sollte er nun zum erstenmal den König selbst sehen, welcher alle irdische Größe, Hoheit und Herrlichkeit in sich vereinigte, und diesen ganzen Hof, an welchem die stolzesten Granden nur unbedeutende Persönlichkeiten waren und von dem er so oft geträumt hatte während der einsamen Stunden seiner ärmlichen, beschränkten Jugend. Was er hier vor sich sah, das überragte noch weit die märchenhaften Bilder seiner Phantasie. Diese glänzenden Truppenreihen, diese schnaubenden Pferde, die rasselnden Trommeln und schmetternden Trompeten, dieser im Sonnenlicht weithin schimmernde Schwarm des königlichen Gefolges, — alles bot ihm ein Bild der Größe des in zwei Weltteilen herrschenden Monarchen, welches all seine bisherigen

Vorstellungen in den Schatten stellte. Er war ganz erfüllt von dem Stolz seines Landes und seines Standes; nie war ihm der Gedanke gekommen, daß der König von Spanien, der Träger der Kronen Ferdinands und Isabellas der Katholischen, in Europa nicht mehr die Stellung einnahm wie in den früheren Jahrhunderten, und er zweifelte nicht, daß der Wink Seiner katholischen Majestät auf beiden Hemisphären der Erdkugel unbedingten Gehorsam finden müsse. Die weite Entfernung aber und das blendende Sonnenlicht machten es ihm unmöglich, den Mittelpunkt alles dieses Glanzes und aller dieser Herrlichkeit deutlich zu erkennen; er sah nur an der Spitze des sich weithin ausbreitenden Zuges einen schwarz gekleideten Mann auf einem hohen weißen Pferde, vor welchem die Kommandeure der Truppen einen Augenblick salutirend hielten. An der Seite dieses Mannes erkannte er eine Dame in schwarzem Reitkleid auf einem weißen Zelter; dies mußten die Majestäten sein. Unmittelbar hinter ihnen sah man glänzende Uniformen von Generalkapitänen und mehrere Damen zu Pferde.

Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte den jungen Mann; der Himmel schien ihm klarer, der Sonnenschein heller unter der Weihe der Anwesenheit der

Majestäten, welche die ganze Würde und den ganzen Stolz des spanischen Volkes in ihren erhabenen Personen vereinigten.

Der königliche Zug wendete sich zuerst den Füsilieren von Biscaya zu, welche an der rechten Seite des offenen Vierecks standen. Langsam bewegte sich die ganze Suite die Front entlang; überall senkten sich die Fahnen, überall schlugen die Tambours der einzelnen Bataillone den Königsmarsch, während jetzt die Musikchöre der übrigen Truppen schwiegen.

Der Zug wendete nun und näherte sich, der Front der wallonischen Garde folgend, mehr und mehr der Stellung der Garde du Corps.

Eine Staubwolke wirbelte hoch auf unter den Hufen der vielen Pferde, und Don Josef vermochte nur hie und da das Aufblitzen goldener Stickereien und wehende Federbüsche zu erkennen.

Da endlich war der König an der letzten Ecke des Vierecks angekommen.

Der Herzog von Alba sprengte vor die Front der Gardes du Corps, die Trompeten schmetterten, fester rückten alle Reiter sich in den Sätteln zurecht, die ganze Linie stand unbeweglich, wie aus Erz gegossen, nur hie und da bewegte sich der Kopf oder der ungeduldig scharrende Huf eines Pferdes.

Die Majestäten wendeten sich den Gardes du Corps zu und ritten langsam die Front herab.

Jetzt erkannte Don Josef deutlich den König auf seinem weißen andalusischen Pferde mit der wallenden Mähne und dem fast bis zur Erde herabreichenden Schweif, wie er im schwarzen Sammetkleide, das goldene Vlies um den Hals, das große weiß-blaue Band des Ordens Karls III. über der Brust, den kleinen schwarzen Hut mit hohen weißen Federn auf dem Haupt, heransprengte. An seiner Seite ritt die Königin, über dem Amazonenkleide den von ihr gestifteten Marie-Louisen-Orden am violetten, weiß gestreiften Bande auf der Brust tragend; hinter beiden erschienen die Granden und Marschälle und die Damen der Königin.

Aber kaum hatte Josef das Königspaar bei der Wendung des Zuges wahrgenommen, als er bleich wie der Tod im Sattel wankte; er stieß einen Schreckensruf aus, so daß sein Nebenmann sich ganz erstaunt zu ihm umwendete und ihm leise zuflüsterte:

„Ruhig, um Gottes willen! Fühlt Ihr Euch nicht wohl, so haltet Euch wenigstens, bis der König vorüber ist!“

Don Josef nahm all seinen Mut und all seine Willenskraft zusammen, um die dienstliche Haltung

zu bewahren; er blickte noch einmal dem immer näher kommenden Zuge entgegen, er mußte sich ja getäuscht haben, es konnte ja unmöglich sein, was er zu sehen geglaubt hatte. Aber nein, es war dennoch wahr, denn er erkannte nun ganz deutlich in dem immer näher heranreitenden bleichen Manne, der gebeugt auf seinem Pferde saß und den müden Blick gleichgiltig über die Reihen der prächtigen Reiter hingleiten ließ, den Jäger, den er vor dem Angriff des wütenden Hirsches gerettet hatte. Und die Dame an seiner Seite, welche mit so sicherer, fester Hand die Zügel ihres Zelters führte und so stolz und gebieterisch die Reihen der Garde musterte, das war ja Donna Maria, die er überall auf den Balkonen der Paläste an der Straße vergebens gesucht hatte, Donna Maria, zu deren Füßen er in der blühenden Jasminlaube gelegen, zu deren Antlitz er schwärmerisch emporgeschaut, die sich an seine Seite geschmiegt hatte in den dunklen Laubengängen des Irrgartens, der er Gehorsam, Treue und Verschwiegenheit gelobt! Hätte er noch einen Zweifel hegen können, ob seine Sinne ihn nicht täuschten, so mußte derselbe schnell verschwinden, denn hinter der Königin erkannte er an der Spitze ihrer Damen die schöne Benita, die Freundin seines Kameraden Don Ramiro de Torrijo.

Wie in einer plötzlichen Erleuchtung wurde ihm alles klar, was ihm bisher unbegreiflich erschienen war, seine wunderbare Erhöhung und alle Rätsel des geheimnisvollen Feenschlosses; aber dies Licht blendete ihn, entsetzt erschrak er vor dessen Strahlen, und doch erfüllte es sein Herz wieder mit stolzer, jubelnder Freude, daß er laut hätte aufschreien mögen im Uebermaße seines Glücks.

Der König ritt heran.

Als sein müder, träumerischer Blick auf Don Josef fiel, zuckte er leicht zusammen; sein Auge belebte sich, ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Lippen und fast unmerklich neigte er grüßend das Haupt.

Die Königin an seiner Seite aber zeigte keine Bewegung in ihrem Gesicht; der stolze Blick ihrer blitzenden Augen streifte Don Josef ebenso kalt und fremd wie alle anderen Reiter in der langen Reihe, nur hob sie wie zufällig die Spitze ihrer Reitgerte empor und hielt den goldenen Knopf derselben einen Augenblick an ihre Lippen, während sie an ihm vorüberritt.

Die schöne Benita aber lächelte neckisch und wendete den Kopf noch einmal zurück, als ob die Ueberraschung und das Erstaunen des erbleichenden und

errötenden jungen Mannes ihr ein ganz besonderes Vergnügen bereitete.

Dies alles war kaum beachtet worden; auch der flüchtige Gruß des Königs konnte ebenso gut der ganzen Truppe, als dem einzelnen gegolten haben; nur der Herzog von Alcudia, welcher im glänzenden Galakostüm, von Goldstickerei und Diamanten strahlend, in der ersten Reihe hinter den Majestäten ritt, hatte sowohl die leichte Kopfneigung des Königs als die Bewegung der Königin bemerkt; auch das Lächeln Benitas war ihm nicht entgangen, und sein Blick ruhte, während er langsam vorüberritt, so scharf und durchdringend auf Don Josef, als ob er in die Tiefe der Seele des jungen Mannes dringen wolle. Zugleich blitzte es so feindlich drohend in den Augen des Herzogs, daß Josef erschrocken wäre, wenn er diesen Blick gesehen hätte. Aber er sah nichts um sich her, er sah nur die Königin, die Herrin des geheimnisvollen Zauberschlosses, seine ganze Seele lag in seinen Augen und alle seine Gedanken verloren sich in der Empfindung eines schwindelnden Entzückens.

Der König hatte auch die Front der Garde du Corps abgeritten; er sprengte bis in die Mitte des Vierecks, sprach hier einige Worte mit den Komman-

deuren, welche salutirend vor ihm hielten, und berührte dann, die Truppen grüßend, seinen Hut.

Noch einmal rasselten alle Trommeln und schmetterten alle Trompeten, noch einmal brauste der Hochruf der jetzt noch mehr herandrängenden Menge durch die Luft, dann wendete sich der König und ritt, von der schimmernden Suite gefolgt und umdrängt von der Volksmenge, nach der Stadt zurück.

Der Herzog von Alba kam vor die Front zurück und sprach mit kurzen Worten seine Zufriedenheit mit der Haltung der Garde du Corps aus, welche Seine Majestät zu beloben die Gnade gehabt habe. Dann zogen die einzelnen Corps in derselben Reihenfolge, wie sie gekommen waren, die Füsiliere voraus, nach ihren Sammelplätzen, um sich dort aufzulösen und in ihre Quartiere zurückzukehren.

Kaum waren die Gardes du Corps entlassen, so ritt Don Josef, eilig jede Unterhaltung mit seinen Kameraden kurz abbrechend, nach dem Gasthof zum Wappen von Kastilien.

Er ließ durch einen der Stallknechte das entliehene Pferd zu Don Diego zurückbringen und stürmte in das Wohnzimmer hinauf, wo er Don Ramiro vorfand, welcher die Uniform bereits abgeworfen hatte und, eine Cigarre rauchend, auf dem Kanapee ausgestreckt lag.

„Hast Du gesehen," rief Don Josef außer sich, „hast Du gesehen? Noch kann ich es nicht für möglich halten, noch wage ich es nicht zu glauben —"

„Ich habe gesehen," sagte Don Ramiro ruhig, den bläulichen Rauch in kunstvollen Ringen emporblasend, „es ist, wie ich es vermutete."

„Was," rief Don Josef, „Du hast vermutet, das Unerhörte, das Unglaubliche, Du hast vermutet, daß —"

„Daß unsere Beschützerin, Donna Maria, unsere erhabene und huldreiche Königin Maria Louise sei, und daß wir das Glück gehabt haben, Seine allerhöchste katholische Majestät vor dem Geweih des wütenden Hirsches zu retten," sagte Don Ramiro; „ich war dessen fast gewiß, denn ich muß Dir gestehen, mein Freund, ich bin sehr wenig geneigt, an Feen und Zauberkünste zu glauben, welche Patente der Füsiliere und Gardes du Corps erteilen und Grafentitel verleihen und dazu Pferde und gefüllte Goldbörsen verschenken."

„Aber jener Mann war so einfach, so unscheinbar," sagte Don Josef, „wer hätte in ihm den König vermuten können!"

„Er war einfach und unscheinbar," sagte Don Ramiro, „aber er sprach als Herr, der niemand

über sich und niemand neben sich kennt; ich habe das wohl bemerkt —“

„Und Du hast mir nichts von Deiner Vermutung gesagt?“

„Wozu das? Ich hätte mich ja dennoch täuschen können ——“

„Aber mein Gott, mein Gott,“ rief Don Josef, indem er die Hände an seine glühende Stirn preßte, „was soll, was kann nun werden? Das ist ein Glück, ein Glück, das gar nicht zu fassen ist, das alles menschliche Denken übersteigt — oder ein großes Unglück,“ fügte er, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit schwerem Seufzer hinzu. „Sie hat mir kein Zeichen gegeben, daß sie mich erkennen wollte; wohl hat sie ihre Lippen berührt, das konnte ein Gruß sein, aber auch ein Befehl, für immer zu schweigen, und werde ich das können, werde ich sie sehen können, ohne daß die Glut, welche mein Herz verzehrt, in hellen Flammen vor ihr aufschlägt?“

„Du hast recht,“ sagte Don Ramiro, indem er aufstand und, die Hand auf die Schulter seines Freundes legend, ihn mit inniger Teilnahme ansah, „Du hast recht, das mag ein großes Unglück sein, denn es ist gefährlich, den Höhen zu nahen, von denen der tötende Blitz herabfährt nach der Laune

der Mächtigen, welche niemand als Gott Rechenschaft zu geben haben von ihren Thaten. Ein Glück wäre es vielleicht für Dich, wenn der Wink, den Du gesehen, Dir wirklich ewiges Schweigen auferlegen sollte, wenn ein flüchtiges Spiel des Augenblicks vergessen sein sollte für immer und uns um ein sicheres und ungefährdetes Glück brächte; aber ich fürchte, so wird es nicht sein; Du wirst weiter entgegenfliegen dem blendenden Licht, das Dich bezaubert und berauscht, und Dich abzuwenden, selbst wenn Du es vermöchtest, würde ebenso verderblich sein. Aber ich bitte Dich, mein Freund, sei vorsichtig und klug! Bewahre jedes Wort, jeden Blick und taste vorsichtig bei jedem Schritt, den Du thust, ob nicht ein Abgrund unter Deinen Füßen sich öffnet. Die Wolke wird heraufziehen, welche Dein strahlendes Glück verhüllt, sorge, daß sie nicht zur Wetterwolke werde, deren Strahl Dich zerschmettert; denke daran, daß Du die Pflicht hast, Dich zu erhalten für die arme Inez, die an Dich glaubt und auf Dich hofft."

„Inez, Inez, o mein Gott," rief Don Josef, „wie klingt der Name so fern und so fremd, als ob lange Jahre vergangen wären, seit ich von ihr Abschied nahm, und als ob weite Länder und Meere

uns trennten! Don Gomez liebt sie,“ sagte er dumpf, „mehr wohl als ich; warum habe ich sie ihm nicht gelassen, sie würde ihn auch geliebt haben, sie würde glücklich mit ihm geworden sein —“

„Du bist krank, Don Josef,“ sagte Ramiro, „Du bist geblendet und Fieberglut betäubt Deinen Sinn —“

„Und sollte es nicht so sein,“ rief Don Josef, „da der Himmel sich selbst vor mir öffnet und sein herrlichstes Glück vor mir ausgießt!?“

„Ich tadle Dich nicht, mein Freund,“ sagte Don Ramiro, „ich bitte Dich nur, sei klug, sei vorsichtig und wachsam, wie ich es auch für Dich sein will; die Zukunft liegt in Gottes Hand, er möge sie gnädig wenden!“

„Und Du,“ fragte Don Josef, „hast Du Benita gesehen, an der Seite des Königs?“

„Ich habe nicht nur gesehen,“ sagte Don Ramiro, „ich habe auch gefragt und Antwort erhalten bei meinen Kameraden, als der königliche Zug vorüber war. Jenes geheimnisvolle Feenschloß, in welchem unser wunderbares Glück begann, ist der königliche Palast El Pardo, in dessen großem Wildpark die königlichen Herrschaften jagen, und die Vertraute Ihrer Majestät ist die Gräfin Benita de Marentes,

ihre erste Hofdame und eine der reichsten Erbinnen des Königreichs."

„Ah," sagte Don Josef lächelnd, „Du wurdest bei Gott nicht ganz vergessen, als die Glücksgöttin ihr Füllhorn über unsere Häupter ausschüttete!"

„Vielleicht!" sagte Don Ramiro; „die Zukunft wird es zeigen, und wenn das mir zugefallene Los Gewinn bringt, so wird mein Glück ein faßbares, ruhiges und sicheres sein, das mich zwar nicht hinaufhebt zu schimmernden Wolkenhöhen, aber doch feste Wurzeln schlägt in dem Boden der irdischen Welt."

Ein Kellner trat herein und meldete, daß Don Diego und einige seiner Kameraden im Gastzimmer seien und die Herren bäten, an ihrem Frühstück teilzunehmen.

„Laß uns zu ihnen gehen," sagte Don Ramiro. „Verschwiegenheit und Vorsicht!" fügte er hinzu, indem er des Freundes Hand drückte.

Beide stiegen in das Gastzimmer hinab und nahmen die ihnen reservirten Plätze an dem bereits nach Don Diegos Anordnung vortrefflich arrangirten Frühstückstisch ein.

Kaum hatte man Platz genommen, als eine Ordonnanz in den Saal trat.

„Teufel,“ rief Don Diego, „soll heute noch mehr Dienst befohlen werden? Sollen wir nach der Parade in Sonnenhitze und Staub noch keine Ruhe finden, um uns der Anerkennung Seiner Majestät, unseres erhabenen Herrn, zu freuen? — Was bringst Du?“ fragte er den Soldaten, welcher sich in dienstlicher Haltung genähert hatte.

„Auf Befehl des Kommandanten des königlichen Palastes,“ erwiderte der Soldat, „habe ich zu melden, daß heute die Wache in dem Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin zu beziehen haben: der Herr Korporal Graf Josef de Mallo von der Garde du Corps und der Herr Korporal Ramiro de Torrijo vom Füsilierbataillon von Biscaya. Der Dienst beginnt um neun Uhr abends. Die Herren haben sich bei dem Kommandanten zu melden!“

Helle Glut flammte in Don Josefs Gesicht auf. Don Ramiro, der neben ihm saß, legte wie zufällig die Hand mahnend auf seinen Arm.

„Ah,“ rief Don Diego, während der Soldat sich entfernte, „unsere neuen Freunde sollen sogleich jeden Dienst kennen lernen, wie es scheint! Nun, ich beneide sie heute nicht; es ist zwar sehr ehrenvoll, die Wache bei ihren Majestäten zu beziehen, aber auch durchaus nicht erfreulich, in dem Vor-

zimmer auf und nieder zu gehen und die ganze Nacht mit dem Schlafe zu kämpfen.“

Don Josef beugte den Kopf tief auf seinen Tellerrand. Niemand achtete darauf, da soeben Meister Geronimo eine herrlich duftende Ollapotrida auftrug, deren Zubereitung er selbst in seiner Küche überwacht hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Das kleine Haus, nach welchem Don Josef die Fandangotänzer Gil Perez und Theresa geleitet hatte, war nur eine jener ärmlichen Wohnungen, wie sie die so unendlich genügsamen und bedürfnislosen niederen Klassen des spanischen Volkes meist inne haben; dennoch aber zeigte sich überall eine außergewöhnliche Sauberkeit und der Sinn für eine geschmackvolle Eleganz. Das kleine Gärtchen, welches das niedrige, einstöckige Haus umgab, war sorgfältig gepflegt, einfache Frühlingsblumen blühten auf den Beeten und die Sonnenwand des Hauses war von Weinreben überrankt, weißer Sand bedeckte den mit Ziegeln gepflasterten kleinen Vorplatz; im Erdgeschoß befand sich die Küche, daneben ein Schlafzimmer für Gil Perez und Blas Morino mit einfachen Lagerstätten und außerdem ein allgemeiner Wohnraum mit einem großen Tisch,

einigen hölzernen Stühlen und Bänken an den Wänden. Ein kleines Giebelzimmer, zu welchem man über eine kleine, schmale Treppe hinaufstieg, bildete die Wohnung der schönen Theresa, in welcher sich ein Himmelbett mit verblaßten seidenen Vorhängen, ein kleines Kanapee und einige Polsterstühle befanden, und welche mit den frischen Blumen in einer Glasschale, mit den geschmackvoll arrangirten Fenstervorhängen und mit dem zierlichen Nähtisch am Fenster den Beweis lieferten, daß das junge Mädchen Sinn und Verständnis für Schönheit, Harmonie und Behaglichkeit besaß.

Die Sonne war tief herabgesunken und ihre letzten Strahlen schimmerten durch das frische Grün der Weinlaube, das halb über die Fenster herabhing, in das Wohnzimmer hinein, in welchem sich eine eigentümliche Gruppe befand.

Auf der Bank an der dem Fenster gegenüber liegenden Wand saß auf ausgebreiteten Kissen die krüppelhafte Gestalt des kleinen Blas Morino; er hatte sich an die Wand zurückgelehnt, auf seinem Schoße ruhte eine Guitarre und sein blasses Gesicht war hier ruhiger als bei der Tanzvorstellung im Schenkzimmer des Meister Geronimo, und selten nur zeigte sich das beängstigende Nervenzucken auf seinen

Zügen. Seine großen Augen blickten träumerisch durch die vom Sonnenlicht vergoldeten Weinranken auf den blauen Himmel hin, und als die Lichtreflexe über sein Gesicht hinglitten und aus seinen so ausdrucksvollen Augen widerleuchteten, konnte man in seiner traurigen, krüppelhaften und auf den ersten Anblick abschreckenden Erscheinung fast die Spuren einer edlen Schönheit wiederfinden. Seine langen Finger bewegten sich über die Saiten seines Instruments hin und her und ließen dieselben in wunderbar wechselnden Melodien erklingen, welche bald eine tiefe, schmerzliche Wehmut in klagenden Molltönen aushauchten, bald kühn und jubelnd aufjauchzten, als ob eine in dem gebrechlichen Körper des Spielmanns verborgene feurige Kraft sich Bahn brechen wolle, und dann wieder traurig zurücksank zu leise verhallender Klage.

Während der arme Blas so die Empfindungen, welche sich wechselweise in seinen Blicken widerspiegelten, in Töne übersetzte, stand Gil Perez in einer Hausjacke von starkem Leinen vor der Seitenwand des Wohnzimmers mit einer ganz eigenartigen Waffenübung beschäftigt. An der Wand war eine weiße Leinwand ausgebreitet, auf welcher sich roh gemalt, aber in scharfen und richtigen Umrissen das

lebensgroße Bild eines Stiers mit gesenktem Kopfe befand. Auf der Weiche dieses Stiers, an der Stelle des Herzens, befand sich ein kleiner, scharf hervortretender schwarzer Punkt, und Gil Perez suchte mit einem scharfen Degen, den er in der Rechten hielt, in schnell geführten Stößen diesen Punkt zu treffen, während er mit der Linken ein Stück roten Wollenzeuges, das an einem kurzen Stabe befestigt war, gegen den Kopf des Tieres vorstreckte; bald stellte er sich, um seinen Stoß zu führen, auf die eine, bald auf die andere Seite des Bildes, bald stürmte er wieder, schnell anlaufend, gegen dasselbe vor, immer aber galt es, das rote Tuch genau gegen den Kopf des Stiers zu schwingen und mit der Degenspitze den Punkt in der Weiche zu treffen.

Er mußte diese Uebung schon lange und erfolgreich getrieben haben, denn jedesmal, wie er sich auch wendete und von welcher Seite er auch einsprang, bedeckte sein Tuch den Kopf des Stiers und die Spitze seines Degens traf scharf und sicher den kleinen schwarzen Scheibenpunkt, ohne daß er auch nur um eines Haares Breite vorbeigestoßen hätte. Er bewegte sich dabei nach dem Klange der Guitarre des kleinen Blas, bald in schmiegsamen, schlangenartigen Wendungen, bald in kühn stürmendem An-

lauf, immer aber mit so viel natürlicher Anmut, daß dieses Spiel der Kraft und Geschicklichkeit, unter der melodischen Musikbegleitung, ein ungemein schönes Schauspiel darbot.

Die Sonne war tiefer herabgesunken, die Bäume der benachbarten Gärten verdeckten ihre Strahlen und die eben noch im grünen Goldlicht schimmernden Weinblätter vor den Fenstern warfen dämmernde Schatten in das Zimmer.

Mit einem weichen Klagelaut ließ Blas Morino die Musik verhallen und senkte seufzend sein Haupt auf die Brust. Auch Gil Perez beendete sein Waffenspiel und stützte sich, das Bild des Stiers mit stolzen, zufriedenen Blicken betrachtend, auf seinen Degen.

„Ich bin meines Stoßes sicher,“ rief er freudig, „und bei San Jago, ich würde auch das Herz eines lebenden Stiers niemals verfehlen, wenn er noch so wild mich bedrohte, nichts fehlt mir noch als ein mächtiger Schutz, um unter die Espadas aufgenommen zu werden und meinen Namen ruhmvoll allem Volke bekannt zu machen.“

Während er laut und freudig diese Worte sprach, hatte sich die Thür des Zimmers leise geöffnet und Theresa war auf der Schwelle erschienen. Statt des bunten mit Flittern und Stickereien geschmückten Kostüms

der Tänzerin trug sie ein bis zu den Füßen herabreichendes, anschließendes Kleid von feinem schwarzem Wollstoff und über Kopf und Schulter eine seidene Mantille, welche ihr schönes, frisches Gesicht in einen dunklen Rahmen einschloß.

Sie hatte die Worte ihres Bruders gehört, und ein Schatten flog über ihre Züge.

„Fast möchte ich Gott bitten, mein Bruder," sagte sie sanft, „daß Du einen solchen Schutz nicht finden möchtest, denn ich würde vor Angst vergehen, wenn ich Dein Leben immer und immer in Gefahr wüßte, abhängig von dem kleinsten Zufall, von einer falschen Wendung, von einem flüchtigen Erschrecken. Und ist es für Dich, mit Deinem kühnen Sinn und Deinem stolzen Mut, wohl ein würdiger Beruf, Dein Leben einzusetzen, um einen wütenden Stier zu töten im grausen Spiel, zum flüchtigen Ergötzen der Menge? Laß ab von solchem Plan," sagte sie, zu ihrem Bruder herantretend, indem sie den Arm auf seine Schulter legte und bittend zu ihm hinaufblickte.

„Ja, laß ab davon, Gil," sagte auch Blas Morino, welcher bei dem Klange von Theresas Stimme den Kopf erhoben hatte und das junge Mädchen mit seinem schmerzlich wehmütigen Blick

ansah, „laß ab davon, was sollte aus uns werden, wenn Dich der grausame Tod ereilte, der jene Bahn umlauert, nach der Du drängst? An dem armen Blas freilich liegt ja nichts, und ein Glück wäre es für mich, wenn mein Geist emporstiege, frei von den Fesseln dieses elenden Körpers, zum Himmel, den ich wohl verdient habe durch all mein Leid auf Erden, aber was sollte aus ihr werden, der armen Theresa, der holden Blume, könnte ich sie schützen, ich, der arme Krüppel, den jeder voll Verachtung mit dem Fuß zur Seite stößt?“

„Und ist es,“ rief Gil Perez finster, indem er seinen Arm auf Theresas Schulter legte, „ist es denn ein Beruf, eines Mannes würdig, auf den Märkten und in den Schenkstuben den Fandango zu tanzen vor müßigen Gaffern, und immer zu wachen, daß kein freches Wort die arme Theresa beleidigt, zu dem jedermann sich berechtigt hält der Straßentänzerin gegenüber, und ferner bei den Stiergefechten nur den roten Mantel zu schwingen und das wütende Tier abzulenken, was mir bis jetzt vergönnt wurde, und ruhmlos und wehrlos zerstoßen zu werden, wenn der Stier uns dennoch ereilt. Das ist wahrlich auch nicht würdig eines Mannes, der den Mut und die Kraft zu Besserem in sich fühlt! Der Espada

aber ist der König der Toreros, er tritt bewehrt im offenen, freien Kampfe der Gefahr entgegen, wie es die alten Ritter thaten. Auch der große Cid Campeador war ein berühmter Stierkämpfer, und wenn man heute um Gold kämpft, wo die alten Ritter der Vorzeit nur die Ehre suchten, so ist Ehr' und Ruhm auch heute noch zu verdienen; wahrlich, wenn einst der Name des Espada Gil Perez hell durch ganz Spanien klingen wird, dann soll Theresa ein Leben führen wie eine vornehme Donna und niemand soll mehr die Straßentänzerin kennen, welche ich heute bewachen muß mit meinem Arm und meinem Dolch, wie noch neulich erst, als der edle Caballero uns zu Hilfe kam."

Theresa lehnte errötend das Haupt an seine Brust.

„O mein Bruder," flüsterte sie, „ich will wahrlich gern das Meine thun, um unser Brot zu verdienen, wenn Du nur nicht Dein Leben so grausamer Gefahr aussetztest."

„Die offene Gefahr schreckt mich nicht," rief Gil Perez, indem er seinen Degen erhob und dessen Spitze wie gegen einen unsichtbaren Feind zückte; „wohl würde ich freilich lieber in den Reihen unseres Heeres zu Felde ziehen und das ritterliche Schwert gegen

die Feinde Spaniens schwingen; doch wer gibt mir einen solchen Platz, mir, dem Sohne der Zigeunerin? Aber das Schwert zu führen, ist meine Hand geschaffen, und da ich es nicht führen kann in der Schlacht, will ich es führen auf der Plaza de Toros, laßt mich also meinen Weg gehen, laßt mich, ich bitte euch, — oder," fügte er knirschend hinzu, „es würde ein großes Unglück geben, denn ich würde mich selbst verachten müssen."

„Laß, mein Bruder, laß uns jetzt aufhören," sagte Theresa, erschrocken über seinen heftigen Ausbruch, „Gott wird Dich führen auf dem Wege, den er Dir bestimmt, und dieser Weg wird der beste sein! Jetzt," fuhr sie lächelnd fort, „laß mich unser Abendessen bereiten, dazu bin ich herabgekommen, und ich habe vortreffliche Dinge heute eingekauft, frisches junges Gemüse und große Zwiebeln und zartes Hammelfleisch. Ihr sollt eine Ollapotrida haben, wie der König selber sie nicht besser speisen kann."

Sie wollte über den kleinen Flurplatz nach der Küche hineilen, aber in dem Augenblick, als sie auf die Schwelle getreten war, öffnete sich die Hausthür und mit einem Ausruf des Schreckens wich das junge Mädchen in das Zimmer zurück.

Vor ihr stand Don Josef in seiner goldschimmernden Uniform.

„Erschreckt nicht, schöne Theresa,“ sagte er, seinen Federhut abnehmend und sich so ehrerbietig verbeugend, daß er auch die vornehmste Dame nicht achtungsvoller und artiger hätte begrüßen können, „erschreckt nicht, es ist ein Freund, der Euch aufsucht, um sich von Eurem Wohlbefinden zu überzeugen, wie es ja wohl meine Pflicht ist, nachdem ich gestern das Glück hatte, Euch gegen einen Unverschämten beistehen zu können.“

Er führte sie in das Zimmer zurück, während sie ihr hoch erglühendes Gesicht tief herabsenkte; dann reichte er Gil Perez die Hand, der ihn freudig begrüßte, und nickte auch dem armen Blas Morino freundlich zu, welcher blaß geworden war wie der Tod und dessen Gesicht in krampfhaften Zuckungen sich bewegte.

„Welche Ehre erweist Ihr unserem armen Hause, gnädiger Herr, und welche Freude ist es für uns, unsern ritterlichen Beschützer unter unserem bescheidenen Dache begrüßen zu können! Nehmt Platz,“ bat er, einen Sessel heranziehend, „und erlaubt, daß ich Euch eine Erfrischung biete, wie sie unsere Armut schaffen kann, denn auch aus dem niedrigsten

Hause in Spanien darf der werte Gast nicht unbewirtet fortgehen.“

Don Josef setzte sich, während Gil Perez hinauseilte; er schien verwirrt und sah mit unruhigen Blicken die schöne Theresa an, welche immer noch gesenkten Hauptes, zitternd vor ihm stand und nicht wagte, die Augen zu ihm aufzuschlagen.

„Ich freue mich,“ sagte er befangen, „daß Ihr von Eurem Schreck gestern Euch so ganz wieder erholt habt, wie eine Blume, die nach dem Wetter ihr Haupt wieder aufrichtet, und dann — dann,“ fuhr er stockend und zögernd fort, „habe ich eine Bitte an Euch —“

„Eine Bitte?“ fragte Theresa, indem sie, von neuem erglühend, jetzt die Augen zu ihm aufschlug, während Blas Morino so heftig zitterte, daß seine Finger unwillkürlich die Saiten berührten und dieselben in einem schmerzlichen Mißklang ertönen ließen.

„Ihr vermögt es, die Zeichen der Hand zu deuten,“ sagte Don Josef, „Ihr habt mir gestern einen flüchtigen Blick in meine Zukunft geöffnet, nun denn, mehr als je möchte ich heute sehen, was die künftigen Tage mir entgegenbringen — wollt Ihr noch einmal in den Zeichen meiner Hand forschen und

mir sagen, was sie mir verkünden für die Zukunft, der mein Herz so unruhig entgegenschlägt?"

Er hätte nicht nötig gehabt, seine unruhige Erwartung zu versichern, denn seine Augen funkelten in unstätem Feuer, und als er den hohen Handschuh auszog, zitterte seine Hand, welche er wie bittend dem jungen Mädchen entgegenstreckte.

Theresa aber war erschrocken zurückgewichen und starrte ihn erbleichend an.

„O Herr, Herr," sagte sie, „warum bittet Ihr mich um etwas, das ich Euch doch abschlagen müßte? Man soll Gott nicht versuchen!"

Gil Perez trat wieder in das Zimmer, er brachte auf einer hölzernen Platte einige Scheiben Brot, einige getrocknete Feigen und Datteln und einige mit dunkelrotem Landweine gefüllte Gläser.

Er hatte die letzten Worte seiner Schwester gehört und sagte lachend, indem er die Platte vor Don Josef auf den Tisch stellte:

„Nun, so feierlich und ernst darfst Du die Sache nicht nehmen, Theresa. Ich muß Euch sagen, edler Herr, ich glaube nicht viel an ihre Kunst, aber wenn sie dieselbe besitzt, so ist sie ihr von Gott gegeben, denn wahrlich, die bösen Dämonen haben keinen Teil an ihr, und warum sollte sie nicht künden,

was ihr zu sagen vergönnt ist; droht Euch Unheil, was Gott verhüte, so kann die Warnung Euch nur nützen, und trägt die Zukunft Euch Glück entgegen, so werdet Ihr es doppelt genießen, wenn Ihr zuvor Euch darauf freuen könnt."

Er bot Don Josef ein Glas. Dieser berührte dasselbe mit seinen Lippen und rief:

„Dank Euch und Heil Eurem gastlichen Haus! Ihr hört es, schöne Theresa, was Euer Bruder Euch sagt, also thut mir Bescheid und dann erfüllt meine Bitte," fügte er ungeduldig dringend hinzu, „denn ich habe nicht lange Zeit zu warten, der Dienst ruft mich," sagte er mit bebender Stimme.

„O Herr, Herr," sagte Theresa, nachdem auch sie, wie ihr Bruder dem Gaste Bescheid gethan, „Ihr habt unrecht, mich zu bitten, ich darf Euch ja Euren Wunsch nicht versagen, und doch sollte ich es thun; o glaubt mir, glaubt mir, es thut nicht wohl, in die Zukunft zu schauen."

„Sprecht, sprecht," rief Don Josef, indem er ihr abermals seine Hand entgegenstreckte, „das einzige, was ich nicht ertragen kann, ist die Dunkelheit, die Unklarheit, der Zweifel. Ruhig und mutig würde ich der Zukunft entgegengehen, wenn ich den Weg überschauen könnte, der vor mir liegt, und wenn er mir den Tod als nahes Ziel zeigte."

Zögernd nahm Theresa seine Hand, lange blickte sie auf die Linien derselben, und wiederum erbleichte sie, wiederum zitterte ihre Hand wie am Abend vorher.

„Herr,“ sagte sie, „was Ihr ersehnt mit aller Glut Eurer Seele, was Euer Herz begehrt in flammender Ungeduld, das wird Euch zu teil werden, herrlicher wohl noch, als Ihr heut es ahnen mögt. Ueber Euch neigt sich das Glück, um seiner Blüte vollsten Kranz auf Eure Stirn zu drücken, hoch empor zur Sonne steigt die Bahn Eures Lebens, schwindelnd nur kann der Blick ihr folgen und kaum zum Wunsche wird die Gunst des Glücks Euch Zeit lassen, des Glückes,“ fügte sie kaum hörbar hinzu, „das in irdischer Gestalt Euch nahen wird.“

„O Dank, Dank,“ rief Don Josef entzückt, „Dank für diese Kunde, und wenn sie die Wahrheit ist —“

„Sie ist die Wahrheit, Herr,“ sagte Theresa, indem sie traurig zu ihm aufblickte, „sie ist die Wahrheit, ich weiß es, mein Blick täuscht sich niemals, niemals, denn —“

Sie stockte und beugte sich tief herab, als ob sie noch genauer seine Hand betrachten wolle. „Doch freut Euch nicht zu sehr,“ sagte sie dann mit tiefem

Ernst, „traut nicht zu sehr dem Glück, ob es Euch auch mit seiner Gaben Fülle überschütte, seid wachsam, wachsam, Herr, denn Eures Lebens Sonnenbahn führt über tiefe Abgründe hin und böse Dämonen schweben neben Euch her, geschäftig, Euch zum Sturz zu bringen.“

„Sie mögen kommen, sie mögen kommen,“ rief Don Josef, „sie sollen mich bereit finden, den Kampf mit ihnen aufzunehmen; und ist es bestimmt, daß sie mich besiegen sollen, wohlan denn, besser, von stolzer Sonnenhöhe zerschmettert herabzustürzen, als sich niemals zu erheben über den Staub der Erde! Dank, Theresa, Dank, tausendmal Dank für Eure Kunde!“

Er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie feurig.

Erschrocken wich Theresa zurück und heftig entzog sie ihm ihre Hand, während Purpurglut und tiefe Blässe auf ihrem Gesicht abwechselten.

„Doch nun lebt wohl,“ rief er, „ich komme wieder, und wenn Theresas Worte Wahrheit werden, so fordert, was ihr wollt, von meiner Dankbarkeit.“

Theresa hatte sich weit von ihm zurückgezogen und schien seinen Abschiedsgruß kaum zu bemerken.

Als er, von Gil Perez begleitet, auf die Schwelle der Hausthür trat, sah er sich einem in einen schwar-

zen Mantel gehüllten Manne gegenüber, der grüßend zur Seite trat, als er die Uniform erblickte.

„Auf Wiedersehen!“ rief Don Josef, ohne diesen Mann zu beachten.

Noch einmal schüttelte er Gil Perez die Hand und stürmte durch den Garten davon.

„Guten Abend, Gil Perez,“ sagte der Mann im Mantel, indem er seinen Hut abnahm.

„Ah, Ihr seid es, Bastiano,“ erwiderte Gil, „seid willkommen in meinem Hause.“

„Ich hatte versprochen, Euch aufzusuchen,“ erwiderte der Fremde, „Ihr wißt, ich sah neulich Euren Tanz auf dem Marktplatze vor dem versammelten Volke, ich war entzückt davon, aber dennoch, so groß Eure Kunst auch ist, schient Ihr mir zu Besserem bestimmt, und ich versprach, Euch aufzusuchen, um mit Euch über Eure Zukunft zu reden.“

„Ich danke Euch, ich danke Euch,“ erwiderte Gil Perez, „Ihr habt mir nur gesagt, daß Ihr Bastiano hießet, nichts weiter, und daß Ihr vielleicht mir nützlich sein könntet, verzeiht also, wenn ich Euch Euern rechten Titel nicht gebe und Euch nicht alle Ehre erweise, die Euch gebühren mag!“

Er führte seinen Besuch in das Zimmer.

Theresa stand noch unbeweglich auf derselben

Stelle und blickte mit schmerzvoller Bewegung vor sich nieder, Blas Morino war ganz in sich selbst zusammengesunken, man sah nichts von seinem Gesicht und nur ein ganz leise klagender, wie aus weiter Ferne herübertönender Accord klang von den Saiten unter der Berührung seiner Finger.

„Ah, da ist die schöne Tänzerin," sagte Bastiano, indem er sich artig vor Theresa verbeugte, welche erschrocken bei dem Anblick des Fremden zusammenfuhr, „in der That, sie ist fast noch schöner in diesem Kleide, in welchem sie einer vornehmen Dame gleicht, zu der die Natur sie bestimmt zu haben scheint!"

Es war dunkel geworden, Gil Perez zündete eine kleine Lampe an, deren Schein das Zimmer matt erleuchtete, so daß Blas Morino im Schatten blieb und auf seiner Bank an der Wand kaum bemerkbar war.

Theresa ging hinaus, um das Abendessen zu bereiten. Bastiano hielt sie nicht zurück. Er setzte sich auf einen Sessel an den Tisch, so daß er Blas den Rücken wendete, und sagte, als Gil Perez an seiner Seite Platz genommen und ihm ein Glas gefüllt hatte, das er flüchtig mit den Lippen berührte:

„Nun, Gil Perez, Ihr habt mir bei unserem ersten Gespräch angedeutet, daß Ihr mit Eurer Lage

nicht zufrieden wäret, sagt mir, was wünscht Ihr, vielleicht kann ich Euch helfen?"

„Was ich wünsche, Herr, ist wenig," erwiderte Gil Perez, „Euch wird es wenig erscheinen, und doch ist es viel für mich; ich bin nicht arm, dieses kleine Haus und dieses Gärtchen ist mein, und was ich weiter bedarf, bringt mir die Kunst ein, die ich mit meiner Schwester übe, aber ich will nicht," fuhr er lebhaft fort, „daß Theresa auf der Straße tanzt, und ich selbst fühle mich zu gut zum Gaukler und zu gut, um als Chulo nur den Stier zu reizen, ich fühle mich stark, den Degen des Espada zu führen, ich habe mich täglich geübt und bin gewiß, ein Nadelöhr mit der Spitze meines Degens zu treffen, aber die Espadas sind eifersüchtig, sie wollen keinen Neuling zulassen, und wenn ich keinen mächtigen Schutz finde, so wird mein Wunsch kaum jemals erfüllt werden."

„Nun," sagte Bastiano, „fast habe ich es mir gedacht, was Ihr mir da sagt, als ich Euren kühnen Blick sah und Euren starken, sehnigen Wuchs, und vielleicht kann ich Euch dennoch helfen; ich stehe im Dienste eines mächtigen Herrn, und wenn er Euch wohl will, so ist er wohl im stande, Euch bei dem nächsten Feste schon als Espada die Probe bestehen zu lassen."

„Wäre es möglich!“ rief Gil Perez; „o mein Gott, sagt mir, wer seid Ihr?“

„Ich bin ein armer Diener,“ erwiderte Bastiano, „ein Fremder sogar, der hier in dem schönen, edlen Spanien erst durch die Gnade seines Gebieters sein Vaterland fand; aber mein Herr schenkt mir sein Vertrauen —“

„Und Euer Herr?“ rief Gil mit zitternder Stimme.

„Mein Herr,“ erwiderte Bastiano, „ist Don Manuel Godoy, der Herzog von Alcudia.“

„Don Manuel Godoy!?“ rief Gil Perez; „o, bei Gott, er ist allmächtig; wenn er mir seinen Schutz gewährte, so würde keine Eifersucht und Mißgunst die Erfüllung meiner Wünsche verhindern können.“

„Ich werde für Euch sprechen,“ sagte Bastiano, „denn ich liebe stolze und mutige Leute wie Ihr, und gleich beim ersten Anblick habt Ihr mir gefallen. Doch Ihr begreift, daß der Herzog nichts für Euch thun kann, ohne Euch zu kennen; er ist ein stolzer und gewissenhafter Herr, der niemand beschützt und empfiehlt, von dessen Würdigkeit er sich nicht selbst überzeugt hat.“

„Aber wie,“ sagte Gil ganz traurig, „wie ist es möglich, zu dem hohen Herrn zu gelangen? Da Ihr

mir so freundlich gesinnt seid, könnt Ihr es vermitteln, daß ich ihm meine Bitte vortragen darf?“

„Das wäre kaum genug,“ erwiderte Bastiano, „aber ich will Besseres thun, ich will dem Herzog von Eurer Tanzkunst sprechen, er wird es erlauben, daß ich Euch in seinen Palast führe, Euch und Theresa, wenn er einige Freunde bei sich hat, und wenn er Euren Fandango gesehen hat, dann bin ich gewiß, daß er Euch seinen Schutz gewähren wird.“

„O Herr,“ rief Gil Perez, „wenn Ihr das vermögt! O, ich will alle meine Kräfte aufbieten, und auch Theresa wird es thun, daß der Herzog zufrieden ist, damit ein mächtiges Wort von ihm den Wunsch meines Herzens erfülle.“

„Gut denn,“ sagte Bastiano, indem er aufstand, „haltet Euch bereit, ich werde Euch benachrichtigen, vielleicht in den nächsten Tagen schon, ich werde Euch einen Wagen senden und dann nehmt alle Eure Kunst zusammen, denn wenn Ihr dem Herzog gefallt, so ist Euer Glück gemacht.

„Lebt wohl, mein Dienst ruft mich, ich habe mich eben nur frei gemacht, um mein Versprechen zu erfüllen, da ich gern einem braven Manne einen Dienst leiste!“

Er lehnte den Dank des glücklichen Gil ab und ging, von demselben begleitet, schnell hinaus.

Als Gil Perez in das Zimmer zurückkehrte, saß Blas Morino ganz aufgerichtet an die Wand gelehnt und streckte seine langen Arme nach ihm aus.

„Gil, Gil!“ rief er mit bebender Stimme, indem seine Augen in fieberhaftem Glanz leuchteten, „Gil, geh nicht in den Palast des Herzogs von Alcudia, folge nicht diesem Manne, er bringt Dir Unglück, Dir und uns allen —“

„Mein guter Blas,“ sagte Gil, indem er zu dem Kleinen herantrat und liebreich dessen Haar streichelte, „Du bist thöricht, Du und Theresa mit Eurer Furcht; glaube mir, ich bin meines Blickes und meines Armes sicher und ich werde Ruhm und Ehre für mich und Gold und freundlichen Wohlstand für euch gewinnen, wenn ich erst als Espada den Degen führe, ich glaube an mich und mein Glück, und wenn mir ein Unglück widerfahren soll, so kann es auch jetzt geschehen; war ich nicht neulich schon nahe daran, meinen Dolch zu zücken gegen Theresas frechen Beleidiger? Hätte ich ihn niedergestreckt, so wäre mein Leben verfallen, und kann es nicht jetzt augenblicklich wieder geschehen, daß ich für Theresa

mein Leben einsetzen muß, so lange sie als Tänzerin allen Beleidigungen ausgesetzt ist?“

„O, es ist nicht das, es ist nicht das!“ rief Blas mit dumpfer Stimme, „ich will nichts mehr dagegen sagen, wenn Du Dein Leben einsetzen willst, um Ruhm und Ehre und Gold zu gewinnen, aber ich beschwöre Dich, geh nicht in das Haus des Don Manuel Godoy, den sie jetzt den Herzog von Alcudia nennen, geh nicht hin, Gil Perez, geh nicht hin, denn von dort kann Dir nur Unheil kommen. O, es ist ein böser Tag, ein böser Tag heute,“ sagte er seufzend, sich auf seine Guitarre herabbeugend, „auch dieser Garde du Corps bringt Unheil in unser Haus, Unheil für die arme Theresa!“

„Du bist thöricht, mein guter Blas,“ sagte Gil Perez kopfschüttelnd, „dieser junge Herr ist edel und gut, das sieht man, bei Gott, seinem Gesicht an, und hat er uns nicht so ritterlich beigestanden? Er kam wahrlich nicht in schlimmer Absicht, ich habe es wohl gemerkt an seinen Fragen, daß er Liebessorge hat und darum in der Zukunft lesen wollte. Nein, nein,“ sagte er lächelnd, „an Theresa denkt der nicht, und seinem Schutze würde ich, bei Gott, die Schwester ruhig anvertrauen.“

„Er denkt nicht an sie,“ erwiderte Blas düster,

„das habe auch ich wohl gesehen, aber sie denkt an ihn. O mein Gott, sie denkt an ihn, ihm fliegt ihr Herz entgegen, ich habe es wohl gesehen, schon gestern in Meister Geronimos Hause, wie sie nur ihn ansah, während sie mit Dir tanzte, und heute, wie sie erglühte, wie sie erbebte, als er ihre Hand küßte; o, es fehlte nur noch, daß sie mit Worten ihm ihre Liebe bekannte, und auch er muß das sehen mit der Zeit, wenn er nicht blind ist, und warum sollte er eine Blume nicht pflücken, die sich sehnsüchtig zu ihm emporrankt?"

„Guter Blas," sagte Gil Perez fast unmutig, „Du siehst zu schwarz, das ist Deine Art; wie wäre es möglich, daß Theresas Herz sich so plötzlich einem Fremden zuwendete, den sie nie vorher gesehen? Ginge es nach Dir, so müßten wir uns abschließen von allem Verkehre mit den Menschen, und doch willst Du nicht, daß ich dem einzigen Wege folge, der sich mir öffnet, um den Reichtum zu gewinnen, dessen ich bedarf, wenn Theresa nicht mehr den Blicken der Menge sich zeigen soll."

Theresa trat ein, sie trug eine weiße Schürze über ihrem Kleide und brachte in einer irdenen Terrine eine duftende Ollapotrida, welche sie auf den Tisch stellte, um dann aus einem Wandschrank die einfachen Gedecke herbeizuholen.

Sie war bleicher als sonst, wohl lächelte sie ihrem Bruder freundlich zu, aber ihr Lächeln vermochte nicht den traurigen und schwermütigen Ausdruck völlig zu verbergen.

„Ist der Fremde fort?" fragte sie aufatmend. „O, das ist gut, sein Blick drang kalt zum Herzen, seine Anwesenheit machte mir Furcht —"

„Er ist fort," sagte Gil, indem er Blas sorglich in seinen Arm nahm und ihn auf einen Stuhl an den Tisch trug, „aber er hat gute Nachricht gebracht, er hat uns den Schutz des Herzogs von Alcudia versprochen, wenn wir mit unserer Kunst vor demselben Ehre einlegen, er ist der Diener dieses großen Herrn, der alles vermag in Spanien."

Theresa blickte erschrocken zu dem Bruder auf.

„Jener Mensch bringt uns nichts Gutes," sagte sie, „glaube mir, mein Bruder, laß uns ihm fern bleiben."

Dunkle Röte stieg in Gils Gesicht auf.

„Auch Du?" rief er heftig. „Quäle mich nicht mit Deinen finsteren Mahnungen und Warnungen! Wie soll ich es denn machen, wenn ihr überall hindernd meine Schritte zurückhalten wollt? Ihr wißt, daß ich euch schützen und für euch sorgen werde mit der ganzen Kraft meines Lebens, aber dann laßt meine

Arme frei, daß ich mich regen und bewegen kann, wie ich will. Kann der Vogel fliegen, wenn man seine Schwingen lähmt? Selbst der Löwe wird kraftlos, wenn man seine Glieder mit Netzen umspinnt!"

„Verzeih, mein Bruder, verzeih," sagte Theresa, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, „Du weißt ja, daß ich keinen andern Willen habe als den Deinen und daß ich Dir gehorche wie meinem Vater, Dir, meinem einzigen Schutz, meiner einzigen Stütze auf Erden."

„Nun, so laß mich," sagte Gil schnell besänftigt, indem er der Schwester die Hand reichte, „sprecht nicht mehr davon, bei Tisch soll man fröhlich sein und der Sorgen vergessen, denn ein fröhliches Herz ist der beste Dank für Gottes Gaben."

Er faltete die Hände und sprach ein kurzes Gebet, dann begann er, heiter plaudernd und Theresas Kochkunst lobend, dem einfachen Abendessen zuzusprechen.

Das junge Mädchen und der kleine Blas gaben sich alle Mühe, heiter und ruhig zu erscheinen, wenn sie auch die dunklen Schatten, welche auf ihren Stirnen lagen, nicht vollständig zu verscheuchen vermochten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Wohnzimmer Seiner katholischen Majestät Karls IV. und des Königs von Spanien und Indien, in dessen Reich immer noch die Sonne nicht unterging, obgleich er den größten Teil der weiten Herrschaftsgebiete seiner Vorfahren jenseits des Ozeans nicht mehr besaß, war ein großer Raum, welcher wenig königliche Pracht zeigte und von all den glänzenden Gemächern des alten Königsschlosses wohl der einfachste sein mochte. Die Wände waren mit dunklem Getäfel von Eichenholz bekleidet und an denselben hingen, mehr systematisch als dekorativ geordnet, Jagdwaffen aller Art. Man sah hier Gewehre in den verschiedensten Größen und Formen, von der kleinen, zierlichen Vogelflinte bis zu der schweren Büchse, deren Kugeln die starken Hirsche und die mächtigen Keiler zu treffen bestimmt waren; man sah die starken Jagdspeere, die blinkenden Sau-

fänger und die Hirschfänger in kunstvoll gearbeiteten Scheiden von Elfenbein, mit Gold und Silber ausgelegt; über diesen Waffen befand sich eine Auswahl der schönsten Gehörne, und auf Konsolen in Form natürlicher Baumstämme und Felsenspitzen waren prachtvolle Exemplare ausgestopfter Raubvögel in allen möglichen naturgetreuen Stellungen aufgestellt; auf dem Parket des Fußbodens lagen Tierfelle aller Art umher, und der einzige Schmuck dieses königlichen Zimmers, welcher nicht auf die Jagd, diese einzige Leidenschaft Karls IV., Bezug hatte, war ein schön auf Goldgrund gemaltes Bild des heiligen Jakob von Compostella, des Schutzheiligen Spaniens, in einer mit blauem Sammet ausgeschlagenen Nische, unter welcher in einer goldenen Schale sich geweihtes Wasser befand. In einem mächtigen Kamin von schwarzem Marmor brannte trotz der Frühlingsjahreszeit ein Feuer von Rebenholz, dessen bläuliche Flammen züngelnd umhersprühten. Von der hochgewölbten Decke hing ein Kronleuchter von Bergkristall herab, dessen zahlreiche Wachskerzen nicht im stande waren, mit ihrem Licht den dunklen Raum vollständig zu erhellen; einfache Sessel von Holz, mit Lederpolster belegt, standen an den Wänden umher, nur ein weiches Kanapee mit dunkelgrünen

Seidenkissen, das sich neben dem Kamin befand, bot einen Platz für bequeme Ruhe.

Vor einem großen runden Tisch, gerade unter dem Kronleuchter, saß in einem Lehnstuhl, dessen Rücken und Armlehnen von ineinander geschlungenen Geweihen gebildet wurden, der König Karl IV. Er trug einen einfachen Anzug von schwarzem Sammet nach französischem Schnitt, um den Hals das goldene Vlies am roten Bande und den Lilienstern vom Orden Karls III. auf der Brust; sein Haar war in kurze Seitenlocken frisirt und ganz weiß gepudert, und sein Gesicht erschien noch bleicher als sonst in dem gelblichen Licht der Wachskerzen.

Auf dem Tisch lag eine aufgeschlagene Mappe mit Kupferstichen, welche die verschiedenartigsten Jagdscenen darstellten, und der König war eifrig beschäftigt, diese Bilder eins nach dem andern zu betrachten, wobei der lebhafte Ausdruck seiner Züge ganz die matte, trübe Gleichgiltigkeit verloren hatte, welche ihm sonst eigentümlich war. Er nickte lächelnd, wenn eins der Bilder ihm ganz besonders gefiel, er schüttelte auch wohl zweifelnd oder mißbilligend den Kopf, wenn ihm eine der dargestellten Scenen nicht ganz naturgemäß erschien, indem er zugleich in halb-

laut vor sich hingesprochenen Worten seinem beifälligen oder mißbilligenden Urteil Ausdruck gab.

Ein leises Kratzen an der Thüre, durch welches nach der vom französischen Hofe überkommenen Etikette die Erlaubnis zum Eintritt in die königlichen Gemächer begehrt wurde, störte ihn in seiner Beschäftigung, die ihn so sehr zu befriedigen schien. Er rief ungeduldig „Herein!“ und fragte den eintretenden Pagen mit finsteren Stirnfalten nach seinem Begehr.

„Der Herzog von Alcudia bittet Eure Majestät um Gehör!“ erwiderte der in altspanischem schwarzem Kostüm gekleidete Page, indem er vor dem König das Knie beugte.

„Er soll kommen!“ sagte der König seufzend. „Höre, mein Sohn,“ fügte er hinzu, indem er ein wenig die Stimme dämpfte, „geh hinüber zu Ihrer Majestät der Königin und sage ihr, ich ließe sie bitten, sich zu mir zu bemühen, da ich vielleicht ihres Rates bedürfen würde.“

Der Page erhob sich und ging hinaus.

Unmittelbar darauf trat der Herzog von Alcudia ein und blieb einen Augenblick an der Thür stehen.

„Bedecke Dich, Don Manuel,“ sagte der König, „und tritt näher.“

Der Herzog setzte einen Augenblick seinen Hut

auf, um symbolisch das zeremonielle Recht des Granden auszuüben. Dann trat er zu dem Sessel des Königs heran. Dieser streckte ihm die Hand entgegen, welche der Herzog unter einer leichten Kniebeugung an seine Lippen führte.

„Was bringst Du, Don Manuel?" fragte Karl, indem er den Herzog fast furchtsam ansah. „Du bist mir stets angenehm, Du weißt es, aber bei weitem lieber ist es mir, wenn Du nur Dich selbst bringst und keine Politik; die politischen Zänkereien sind mir unendlich widerwärtig und langweilen mich im höchsten Grade, und jetzt noch viel, viel mehr als in früheren Jahren, seit sie da drüben in Frankreich ihre Pflichten gegen meinen Vetter Ludwig und sogar gegen die heilige Kirche so gröblich verletzt und in frevelhafter Verblendung an dem Umsturz der von Gott eingesetzten Weltordnung arbeiten."

„Und doch," erwiderte Don Manuel, „muß ich Eure Majestät bitten, sich einen Augenblick mit der Politik zu beschäftigen und zwar gerade in Bezug auf Frankreich, das Eurer Majestät mit Recht so tiefen Abscheu einflößt wegen seiner gotteslästerlichen Revolutionen."

„Nun, wenn es sein muß," sagte der König, tief aufseufzend, „so muß ich mich darein ergeben. Jeder

Stand hat ja seine Pflicht und seine Last, und oft möchte ich tausendmal lieber ein einfacher Edelmann sein als der König, der sich immer gerade mit den Dingen beschäftigen soll, die ihm am widerwärtigsten sind. Warte einen Augenblick, Don Manuel, ich erwarte die Königin, sie weiß immer guten Rat; und dann," fügte er fast im Ton eines Kindes hinzu, das den Lehrer um Erlaß einer lästigen und schweren Aufgabe bittet, „dann macht es kurz, ich bin ja mit allem zufrieden, was ihr mir vorschlagt, und lieber wäre es mir eigentlich, ihr machtet das alles ab, ohne mich erst zu fragen."

„Wer wollte es wagen," rief Don Manuel, indem er wie erschrocken die Hand erhob, „ohne Wissen und Befehl des Königs das geringste zu thun? Selbst Eurer Majestät erhabene Gemahlin dürfte sich dazu niemals verstehen, und ich, was vermöchte ich, so gern ich auch meinem erhabenen Herrn alle Lasten abnehmen wollte, ich habe ja keine Vollmacht, ich bin nichts als ein Mitglied des Staatsrats und habe nur das Recht, Eure Majestät zu warnen und Ihnen zu raten, wo ich Fehler und Mißbräuche zu sehen glaube, die zum Schaden meines Königs und meines Vaterlandes gereichen."

„Es ist wahr, es ist wahr," sagte der König,

„Du hast keine Vollmacht, Du bist nur Mitglied des Staatsrats, aber Du siehst und hörst doch alles, Du machst mich auf alles aufmerksam, Du könntest ja auch ebenso gut handeln.“

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und schien einen Augenblick nachzudenken, während Don Manuel ihn mit durchdringenden Blicken beobachtete.

„Sieh hier,“ sagte er dann, dem Herzog den Kupferstich hinreichend, den er zuletzt betrachtet hatte, „findest Du nicht, daß dieser Hirsch ein wenig verzeichnet ist? Dort hinten steht der Jäger, er hat ihn getroffen, siehst Du, hier sitzt der Schuß! Nur müßte der Hirsch mehr nach jener Seite hin zusammenbrechen; nicht wahr, so stürzt er bei solchem Schusse nicht?“

„Ganz recht, Majestät,“ sagte Don Manuel, „ich erkenne es vollkommen, nachdem Eure Majestät mich darauf aufmerksam gemacht haben, doch gehört allerdings ein so scharfes Jägerauge wie das Ihrige dazu, um einen solchen Fehler auf den ersten Blick zu bemerken.“

„O, mir entgeht nichts,“ rief der König, welcher mehr erfreut über diese Anerkennung schien, als ob der Herzog ihm zu einer gewonnenen Schlacht oder zu einem vorteilhaften Friedensschluß Glück gewünscht

hätte, „wer eine Jagdscene malen will, der sollte mich um Rat fragen, und hätte ich selbst gelernt, zu zeichnen, so würde ich nie ein so fehlerhaftes Bild malen.“

Er betrachtete noch einmal den Kupferstich und seine Züge nahmen für einen Augenblick ihre vorherige Heiterkeit wieder an.

Der Page öffnete die beiden Flügel der Thüre mit dem Ruf:

„Die Königin!“

Im nächsten Augenblick trat Maria Louise über die Schwelle und unmittelbar hinter ihr schlossen sich die Thürflügel wieder.

Der König erhob sich, ging seiner Gemahlin einige Schritte entgegen und führte sie zu einem Sessel, den Don Manuel herangezogen hatte.

Die Königin reichte dem Herzog mit einer gnädigen Kopfneigung die Hand, welche dieser, das Knie beugend, an seine Lippen führte, und obgleich dies alles genau nach den Vorschriften der Etikette geschah, so schien doch in den Bewegungen des Herzogs sich mehr die Galanterie eines eleganten Kavaliers gegen eine schöne Dame als die Ehrerbietung des Dieners gegen seine Gebieterin auszudrücken.

„Es trifft sich glücklich, daß Sie mir die Ehre

Ihres Besuchs erweisen, Madame," sagte der König, welcher nicht eingestehen wollte, daß er seine Gemahlin habe rufen lassen. „Don Manuel ist gekommen, um mir von der leidigen Politik zu sprechen, und Sie wissen, wie gern ich Ihren stets so klugen und treffenden Rat höre."

„So sprecht, Don Manuel, sprecht," wandte sich die Königin an den Herzog, „ich lese auf Eurer Stirn, daß Ihr nichts Angenehmes zu verkünden habt."

Der König seufzte tief auf und schob mit einem bedauernden Blick die Mappe mit den Kupferstichen weiter von sich fort, dann faltete er die Hände auf dem Tisch und neigte den Kopf mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, alles über sich ergehen zu lassen.

„In der That, Madame," sagte der Herzog, welcher sich nicht mehr die Mühe gab, seinen Vortrag an den König zu richten, „in der That, es ist nicht erfreulich, was ich zu berichten habe, denn es beweist, daß meine erhabenen Gebieter schlecht bedient sind und daß die verruchte Revolution, welche in Frankreich ihr Haupt erhoben hat, leider auch hier in Spanien Freunde besitzt, welche um so gefährlicher sind, je höher sie stehen und je geheimnisvoller sie ihr Wesen treiben."

„Sprecht ohne Umschweife, Don Manuel,“ rief Maria Louise mit blitzenden Augen. „Freunde der französischen Revolution hier in Spanien? Das wäre unerhört!“

„In der That, unerhört,“ sagte der König, indem sich auf seinem müden, gelangweilten Gesicht ein wenig mehr Teilnahme an der Unterhaltung zeigte.

„Ich werde offen und ohne Rückhalt sprechen,“ fuhr Don Manuel mit einer gewissen Feierlichkeit fort, „denn das ist meine Pflicht, mag ich mir auch durch die Erfüllung derselben mächtige Feindschaften und schwere Gefahren zuziehen! Eure Majestät erinnern sich, wie sehr ich darauf gedrungen habe, daß Allerhöchstihre Regierung eine ernstere und strengere Sprache gegen das revolutionäre Frankreich führe, wie es auch die übrigen Mächte thun. Eine solche Sprache würde dem unter schmählicher Knechtschaft seufzenden und leider zu schwachen und unentschlossenen Könige Ludwig XVI. neuen Mut einflößen, und, wie ich glaube, bedarf es nur des willenskräftigen Mutes, um alle königstreuen Elemente in Frankreich noch einmal zu sammeln und dann über die Rebellen Herr zu werden, welche unter einander selbst nicht einig sind und nur in der Schwäche des Königs ihre Kraft finden.“

„Ganz recht, Don Manuel, ganz recht," rief die Königin, „so habt Ihr stets gesprochen, und ich bin Eurer Meinung, Ihr wißt es, aber —"

„Aber," fiel Don Manuel ein, „der Graf von Aranda, welcher die auswärtige Politik Spaniens führt, war anderer Meinung, und Seine Majestät, unser allergnädigster Herr, hat ihm recht gegeben, so daß — Seine Majestät wird mir erlauben, es auszusprechen — zu meinem tiefen Schmerz Spanien in Schweigen und Unthätigkeit verharrt dieser heillosen Revolution gegenüber, deren Bekämpfung doch die gemeinsame Sache des ganzen erhabenen Bourbonenhauses und aller Monarchien Europas sein sollte."

„Und hat der Graf von Aranda nicht recht," sagte der König verwirrt und befangen, ohne aufzublicken, „hat er nicht recht, wenn er mir rät, mich ruhig zurückzuhalten? Ist Frankreich nicht immer unser Feind gewesen? Haben wir uns nicht oft bitter zu beklagen gehabt über unsere Vettern in Versailles, welche stets darnach strebten, uns von allem Einfluß in Europa auszuschließen, wenn wir nicht die Rolle ihrer Vasallen spielen wollten? Die frevelhaften Empörer werden sich dort selbst vernichten; Frankreichs Macht aber wird auf lange durch diese Revolution gebrochen sein, und wir wer-

den den Vorteil davon haben. So spricht der Graf von Aranda auch; hat er nicht recht?"

„Er hat recht," sagte Don Manuel, „da Eure Majestät ihm recht gegeben haben; mir ziemt es nicht, zu urteilen, nachdem mein königlicher Herr gesprochen."

„Er hat nicht recht," sagte Maria Louise heftig, „sein Rat ist der Rat der Schwäche und Feigheit! Wo die königliche Majestät von Pöbelhaufen in den Staub gerissen wird, da müssen alle Könige einig sein, sie zu verteidigen und den Frevler zu bestrafen, und Spanien wird — bei Gott! — höher steigen, wenn es den französischen Thron unter seinem Schutz wieder aufrichtet, als wenn es an seinen Grenzen die Verhöhnung alles göttlichen Rechtes duldet!"

„Aber wenn wir geschlagen würden," warf der König schüchtern ein, „wenn die Revolution über die Pyrenäen dränge? Es ist entsetzlich, daran nur zu denken!"

„Ich denke daran auch nicht einen Augenblick," rief Maria Louise, „daß die tapferen, treuen und rechtgläubigen Spanier von jenen zerlumpten Pöbelhaufen sollten geschlagen werden, welche nur darum in Frankreich herrschen, weil der verblendete König selbst seine Getreuen geopfert hat."

Der König senkte schweigend den Kopf fast bis auf seine gefalteten Hände herab; der Widerspruch ermüdete ihn, er hatte nur den Wunsch, diese ihm so peinliche und widerwärtige Unterhaltung so schnell als möglich zu beenden.

„Der Graf von Aranda hat also recht," sagte Don Manuel, „so lange der Wille Eurer Majestät ihm recht gibt; wenn er die spanische Politik von jeder Einmischung in die französischen Angelegenheiten fern hält, was ich, wie ich meinem königlichen Herrn aufrichtig bekennen muß, beklage; nicht weil ich der Weisheit Eurer Majestät vorgreifen will, sondern weil es meinem Gefühl widerstrebt, aber" — fuhr er, die Stimme erhebend, fort — „der Graf hat nicht recht, wenn er seine Toleranz oder seine Freundschaft für die französischen Empörer so weit ausdehnt, daß er Kundgebungen der Teilnahme und Ermahnungen zu mutigem Ausharren, welche an den König Ludwig XVI. gerichtet werden, unterschlagen möchte und unterschlagen hätte, wenn nicht ein glücklicher Zufall seine Pläne zerstört hätte!"

„Was ist das?" fragte der König halb gähnend, indem er traurig auf seine Kupferstiche blickte, denn er sah voraus, daß die Unterredung vielleicht nicht so schnell beendet sein möchte, als er es gehofft.

„Ja, was bedeutet das?“ fragte die Königin, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Eure Majestät wissen,“ fuhr Don Manuel fort, „daß ich, Ihrem Allerhöchsten Willen entsprechend, alles, was im Schlosse ein und aus geht und was sich auf den Dienst Ihrer erhabenen Person bezieht, auf das genaueste überwachen lasse.“

„Du thust wohl daran, Don Manuel, Du thust wohl daran, wir sind mit Dir zufrieden,“ sagte der König, „und wir haben im voraus alles gebilligt, was Du in dieser Beziehung thust.“

„So hat es mir denn auch nicht entgehen können, daß der Korporal der Garde du Corps Don Diego Lopez mit einer Botschaft aus dem Palast sich auf den Weg nach Saragossa gemacht.“

„Ah,“ sagte der König verwirrt, „Don Diego Lopez —“

„Und da ich,“ fuhr Don Manuel fort, „nur annehmen konnte, daß ein Garde du Corps von den allerhöchsten Herrschaften selbst einen Auftrag erhalten habe, so ließ ich unbemerkt und unerkannt Vertrauenspersonen demselben folgen, um ihn gegen jeden Unfall zu schützen, wenn es nötig sein sollte.“

„Du hast recht, Du hast recht, Don Manuel,“ fiel der König ein.

Er mochte im Stillen hoffen, daß diese Anerkennung und Billigung der Maßregel des Herzogs die Konferenz schneller zu Ende führen würde, aber Don Manuel fuhr, während die Königin immer gespannter zuhörte, fort:

„Was ich vorausgesehen oder wenigstens geahnt hatte, geschah. Don Diego begegnete auf seinem Wege zwei Kavalieren von der wallonischen Garde, welche in ihren Gesprächen sich belauschen ließen und es aussprachen, daß sie von einer hohen Person den Auftrag hätten, um jeden Preis und selbst auf die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes hin Don Diego an der Ausführung seiner Sendung zu verhindern."

„Und diese hohe Person," rief die Königin mit einem durchdringenden Blick auf den Herzog, „wer war sie?"

„Die beiden Gardisten," erwiderte Don Manuel, „haben den Namen nicht genannt, und sie würden auch wohl, wenn man sie peinlich befragte, ihren Auftraggeber nicht verraten, ja vielleicht alles leugnen. Ich aber bin überzeugt, daß jene Person der Graf von Aranda war, denn wer sonst könnte ein Interesse daran haben, eine Botschaft an den König Ludwig XVI. zu verhindern, wer anders als der Mi-

nister Seiner Majestät könnte es wagen, einen Garde du Corps durch zwei andere Soldaten des königlichen Dienstes an der Erfüllung seiner Pflicht zu verhindern!“

„Nun,“ fragte die Königin, „und weiter?“

„Der Anschlag wurde vereitelt,“ fuhr Don Manuel fort, „und jene beiden Agenten des Grafen von Aranda wurden durch zwei junge Leute, welche Don Diego überwachten, unschädlich gemacht, so daß der eine von ihnen noch verwundet in einer kleinen Schenke am Wege liegt.“

„Jene beiden jungen Leute,“ forschte die Königin, „wer waren sie? Waren es Eure Agenten?“

„Ich bitte Eure Majestät, mir zu erlauben,“ erwiderte Don Manuel, „daß ich die Wege, welche ich einschlage, um meine Pflicht zu erfüllen, auch selbst Ihnen verborgen halte; es genügt, daß ich alle Hindernisse beseitige, welche sich der Ausführung Ihres erhabenen Willens entgegenstellen. Wie das geschieht, ist meine Sache, und ich bin nicht vermessen genug, meine königlichen Gebieter mit den zahllosen Mühen und Sorgen zu belästigen, durch welche ich es möglich mache, Ihnen zu dienen, aber wohl möchte ich mir erlauben, für jene beiden jungen Leute, welche so tapfer und entschlossen Don Diego zur Seite

standen, eine gnädige Anerkennung und Belohnung zu erbitten."

„Das ist billig," sagte die Königin, „und auch ich möchte meinen königlichen Gemahl darum bitten, denn — ich habe keinen Grund, es zu verhehlen — ich war es, welche Don Diego Lopez nach Saragossa entsendete, um einem dort wartenden Diener des Königs von Fankreich einen Brief zu überbringen, in welchem ich den König Ludwig und die Königin Marie Antoinette zu mutigem Widerstand aufforderte, und auch das leugne ich nicht, daß ich es gewagt habe, ihnen die Hoffnung auszusprechen, daß mein königlicher Gemahl bald sich seines bourbonischen Blutes und seiner Pflichten als christlicher Monarch erinnern werde."

Der König hatte den Kopf tief auf seine Hände herabgeneigt und schien in Nachdenken versunken.

„Wer also waren jene beiden jungen Leute, von denen Ihr sprachet?" fragte Maria Louise in gleichgiltigem Ton.

„Zwei Hidalgos aus der Provinz," erwiderte Don Manuel, „Don Josef de Mallo und Don Ramiro de Torrijo."

„Aha," rief der König, indem er plötzlich das Haupt erhob, „aha, die Namen kenne ich; es sind

vortreffliche junge Leute, so treu und mutig, wie nur irgend ein Edelmann in Spanien es sein kann. Dein Wunsch ist erfüllt, Don Manuel, ehe Du ihn ausgesprochen hast, denn jene beiden Hidalgos haben auch mir persönlich einen Dienst erwiesen, einen Dienst, der . . . Doch das ist meine Sache, aber es war ein guter und wichtiger Dienst, und ich habe ihnen dafür Patente gegeben; dem einen für die Garde du Corps, dem andern für die Füsiliere von Biscaya. Bist Du zufrieden, Don Manuel?"

Der Herzog verneigte sich, indem ein flüchtiges Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ich bin zufrieden mit allem," sagte er, „was mein erhabener Herr thut und beschließt. Ich bin ganz besonders glücklich, wenn ich treue und mutige Dienste belohnt sehe. Leider," fügte er halblaut hinzu, „vermag ich bei der milden Nachsicht Eurer Majestät mich nicht darüber zu freuen, daß nicht auch die Ränke Ihrer ungetreuen Diener bestraft werden."

Die Königin schien kaum noch auf das Gespräch zu achten; sie betrachtete, in Gedanken versunken, die Spitzen ihrer rosigen Finger.

Der König aber sagte, indem sein Gesicht so freudig strahlte, als ob er ein großes und schwieriges Problem glücklich gelöst habe:

„Höre, Don Manuel, ich habe einen Gedanken, der das alles in Ordnung bringen müßte.“

„Ich zweifle nicht,“ sagte Don Manuel, „daß die Weisheit Eurer Majestät für jede Frage allezeit die richtige Lösung findet.“

„Wenn,“ fuhr der König ein wenig zögernd fort, indem er wie fragend auf seine Gemahlin blickte, „wenn der Graf von Aranda das gethan hat, was Du erzähltest, so ist das strafbar, sehr strafbar.“

„Seine That,“ sagte Don Manuel, „wäre Hochverrat, wenn sie bewiesen würde, was freilich, wie ich Eurer Majestät schon bemerkte, kaum möglich sein möchte, und auch ein peinliches, der Würde der Regierung nachteiliges Aufsehen erregen müßte.“

„Ganz recht, ganz recht,“ rief der König; „Du weißt, ich liebe es nicht, zu strafen, aber man muß solches Treiben unschädlich machen, ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich dem Grafen von Aranda sein Amt abnehme.“

Die Königin horchte hoch auf.

„Mein Gemahl,“ rief sie erfreut, „dadurch werden Sie sich ein unsterbliches Verdienst um unser spanisches Vaterland und um die heilige Sache der Monarchie erwerben.“

„Gut denn, gut denn,“ sagte der König, indem

er sich ganz vergnügt die Hände rieb, „es ist abgemacht, doch nun handelt es sich darum, ihn zu ersetzen, denn ich muß einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten haben, diesen unglückseligen Angelegenheiten, die mich am meisten beunruhigen und langweilen! Doch auch daran habe ich gedacht; wie wäre es, Don Manuel, wenn ich Dich dazu ernennen möchte?"

Des Herzogs Augen leuchteten auf in stolzem Triumph, aber er verbarg den Ausdruck seines Gesichts unter einer tiefen Verbeugung und sagte, indem nur ein leises Zittern seiner Stimme seine Erregung kundgab:

„Ich weiß, Majestät, daß ich dieses Amtes nicht würdig bin, aber was mein Geist und meine Kraft vermag, gehört meinem erhabenen Herrn."

„Vortrefflich, vortrefflich!" rief der König; „Du nimmst also an; es ist abgemacht. Doch Du bist mein Freund, Don Manuel, von Dir verlange ich, daß Du mich mit dieser widerwärtigen Politik nicht täglich und stündlich belästigst. Sprich mit der Königin, so viel Du willst, ich werde Dir Vollmacht geben; ihr beide kennt ja meinen Sinn und meine Absichten, macht alles, wie ihr es für das beste haltet, und fragt mich nur, wenn es durchaus nötig ist."

„Kaum würde ich es wagen," sagte der Herzog, sich abermals tief verneigend, „eine solche Verantwortung auf mich zu nehmen, wenn Eure Majestät nicht befohlen hätten, daß ich mich dem Willen Ihrer erhabenen Gemahlin anschließen solle. Unter dieser Bedingung verspreche ich es, wenn Ihre Majestät die Königin einverstanden ist, Eure Majestät nur dann zu belästigen, wenn es sich um Feststellung der großen Grundsätze handelt."

„Also ihr seid beide einverstanden?" sagte der König ganz vergnügt. „So setze mir denn sogleich einen Brief an den Grafen von Aranda auf, in welchem ich ihn seines Amtes enthebe, aber freundlich, verstehst Du wohl, freundlich; ich will keinen Zank, und wir können ihn zum Präsidenten des Staatsrats ernennen. Die Stelle ist vakant und ich hatte sie Dir vorbehalten, aber so ist es besser, viel besser, und auch Deine Ernennung setzen wir auf, damit ich dann morgen alles das auf einmal abmachen kann."

„Es soll geschehen, wie Eure Majestät befohlen haben," erwiderte Don Manuel.

Die Königin hatte schweigend zugehört und nur durch ein flüchtiges Kopfnicken ihre Zustimmung zu den Beschlüssen ihres Gemahls gegeben.

Karl IV. sah seine Gemahlin und seinen neuen Minister mit dem Ausdruck lebhafter Ungeduld an; in seinem Blick schien die Bitte zu liegen, daß man nun endlich dieser politischen Konferenz, welche ihn schon so lange gepeinigt hatte, ein Ende machen möge.

Maria Louise erhob sich.

„Führe die Königin nach ihrem Gemach, Don Manuel," sagte Karl, „ich bin müde und will heute früh zur Ruhe gehen."

Don Manuel öffnete die Thür.

Der Page draußen riß schnell beide Flügel auf.

Der König hatte sich erhoben und seine Gemahlin einige Schritte weit geleitet. Dann reichte der Herzog ihr die Hand und führte sie durch das Vorzimmer nach einer Galerie, welche die Gemächer des Königs mit denen seiner Gemahlin verband.

Als die Thüren sich wieder geschlossen hatten, sank Karl IV. ganz erschöpft in seinen Lehnstuhl.

„Ah," sagte er, tief aufatmend, „das war ein guter Gedanke, ein vortrefflicher Gedanke! Warum ist mir derselbe nicht früher gekommen? Jetzt werde ich Ruhe haben. Don Manuel ist mein Freund, auf ihn kann ich mich verlassen; er wird mir diese entsetzliche Politik abwehren."

Er zog wieder seine Mappe mit Kupferstichen zu sich heran, indem er zugleich die goldene Glocke auf seinem Tisch bewegte.

„Man soll mein Souper hieher bringen,“ befahl er dem Pagen, „und laß auch meinen Büchsenspanner kommen; er hat mir von einem neuen Jagdgewehr gesprochen, dessen Mechanismus er mir erklären soll, aber niemand soll mich stören, hörst Du wohl? Du wirst jeden abweisen, jeden! Ich sei müde und habe mich zu Bett gelegt, wirst Du sagen.

„Ah,“ rief er dann ganz freudig, indem er seine Bilder wieder vor sich ausbreitete, während der Page davoneilte, um die ihm erteilten Befehle auszuführen, „ah, welch ein schöner, ruhiger Abend! Ich werde die französische Revolution, die Politik, den Zank und Aerger der Regierung vergessen und so glücklich und zufrieden sein, als wäre ich ein einfacher Edelmann auf einem stillen Waldschloß, fern von dem Treiben der Welt!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog von Alcudia hatte die Königin durch die Galerie, in welcher sich nur wenige Personen vom inneren Dienst befanden, nach ihren Gemächern zurückgeführt, seine Blicke strahlten, seine Füße berührten kaum den Boden und er trug das Haupt so hoch und stolz, als ob er der Königin als ebenbürtiger Fürst und nicht als ihr Diener die Hand reiche.

Er hatte in so wenigen Jahren eine fast unglaublich erscheinende Laufbahn zurückgelegt, und in einem Alter, in welchem die meisten Menschen kaum ihr Leben beginnen, eine schwindelnde Höhe erstiegen, bis zu welcher vor wenigen Jahren der einfache Gardist kaum seine Blicke zu erheben gewagt haben würde. In seinen Händen lag die Politik Spaniens, er hatte im Rat der Mächte Europas im Namen jener alten Monarchie zu sprechen, welche zwar

längst von der Höhe ihrer Macht herabgesunken war, aber dennoch den alten Stolz bewahrt hatte und immer noch mit Achtung gehört wurde. Aber so freudig sein Herz auch schlug, so stolz seine Blicke auch leuchteten, sein Ehrgeiz rastete auf der Stufe, die er erklommen, nur einen Augenblick, sein Geist blickte immer noch über sich hinauf und regte schon die Schwingen zu neuem, kühnerem Fluge. Nachdem er so viel hinter sich zurückgelassen, wollte er nichts mehr über sich dulden als die Sonne der Majestät allein.

„Seid Ihr zufrieden, Manuel?“ fragte Maria Louise, als sie das Ende der Galerie erreicht hatten; „das Glück ist uns günstig gewesen, dieser pedantische Aranda wird uns nicht mehr im Wege stehen.“

„Zufrieden?“ erwiderte Don Manuel, „zufrieden darf man nur einen Augenblick sein, denn unmittelbar neben dem niedergeworfenen Gegner erheben sich neue Feinde. Zufriedenheit macht ruhig, die Ruhe aber macht wehrlos —“

Die Königin sah ihn einen Augenblick mit durchdringenden Blicken von der Seite an.

„Und war es wirklich Aranda,“ fragte sie, „der meinen Boten aufhalten wollte und dessen Spiel der Zufall so eigentümlich durchkreuzte?“

„Wenn Eure Majestät ihn verhören lassen wollen,“ erwiderte Don Manuel kalt und kurz, „so wird er leugnen; in solchen Fragen gibt es keine andere Gewißheit als die eigene Ueberzeugung, und ich glaube, Eure Majestät dürfen überzeugt sein, daß der Graf Aranda Ihren Absichten und Ihrem Willen überall feindlich ist.“

„Und Ihr, Manuel,“ fragte Maria Louise mit unsicherer Stimme, „kann ich mich auf Euch verlassen, kann ich gewiß sein, daß Ihr nach meinem Willen handeln, daß Ihr meine Absichten ausführen werdet?“

„Könnte ich jemals einen andern Willen haben als den meiner huldvollen Königin?“ fragte Don Manuel, indem er sich zu ihr hinüberneigte, „und kann ich jemals etwas anderes sein wollen, als was Donna Maria mir zu sein erlaubt? Die flüchtigen Blumen des Sommers wachsen und vergehen schnell, der Baum aber bleibt, er trotzt dem Sturm und treibt immer neue Früchte. Ein solch edler Baum ist die Freundschaft meiner Königin, sie wurzelt in den festen Tiefen meines Herzens, sie wird dauern und bestehen, ob auch die Sommerblüten flüchtig kommen und flüchtig gehen.“

Er hob die Hand der Königin an seine Lippen und drückte einen langen Kuß auf dieselbe, aber in

seiner Miene und Bewegung lag mehr der Ausdruck leichter Galanterie, als der huldigenden Hingebung. Die Königin schlug die Augen zu Boden und ein Schatten flog über ihre Stirn.

Sie traten aus der Galerie in das Vorzimmer der Königin; einige Kammerherren und Pagen vom persönlichen Dienst Ihrer Majestät hielten sich hier auf.

Unter den Hofherren befanden sich Don Josef de Mallo und Don Ramiro de Torrijo in ihren glänzenden Uniformen, dienstmäßig ausgerüstet.

Beide waren der Gegenstand artiger Aufmerksamkeit, aber zugleich auch ebenso scharfer und neugieriger Beobachtung. Jeder versuchte unter dem Schein leichter, gleichgiltiger Unterhaltung das Geheimnis zu durchdringen, welches diese beiden unbekannten Fremden so schnell in den Sonnenkreis der königlichen Gunst geführt hatte.

Das Selbstgefühl der beiden jungen Leute war bereits so hoch emporgewachsen, daß sie die entgegenkommenden Artigkeiten der Höflinge mit einer fast herablassenden Ruhe und Sicherheit, als etwas ganz Natürliches und ihnen Gebührendes aufnahmen.

Die Gruppen lösten sich bei dem Eintritt der Königin auf, die Kammerherren beugten sich, weiter

zurücktretend, bis zur Erde, Don Josef und Don Ramiro stellten sich in dienstlicher Haltung neben den Eingang zu den inneren Gemächern. Die Pagen flogen zur Thür, um die Flügel derselben weit zu öffnen.

Don Manuel hatte mit einem einzigen Blick sämtliche Personen in dem Vorzimmer umfaßt, sein Auge ruhte eine Zeit lang scharf und durchdringend auf Don Josef, der ihn seinerseits ebenfalls stolz und fast drohend ansah, während er unbeweglich auf seinem Posten stand.

Die Königin blieb stehen und sagte mit lauter Stimme:

„Lebt wohl, Don Manuel, Ihr werdet Eile haben, nach Hause zu kommen. Ihr bedürft Eurer Zeit, um Euch vorzubereiten für Euer neues Amt, das Ihr unter schwierigen Umständen antretet, denn es gehört ein klarer Geist und eine starke Hand dazu, um die auswärtige Politik unseres Königreichs in diesen unruhigen Zeiten zu führen. Euch hat der Himmel beides gegeben, und Ihr werdet Euer Amt zu führen wissen zum Ruhm Spaniens und zur Zufriedenheit meines königlichen Herrn und Gemahls —“

„Und zur Zufriedenheit meiner erhabenen Königin,“ erwiderte Don Manuel, „welche den Ruhm

Spaniens im Herzen trägt und alle Sorgen unseres königlichen Herrn teilt.“

In atemloser Stille hatten alle Anwesenden dieser kurzen Unterhaltung gelauscht, auf allen Gesichtern zeigte sich das höchste Erstaunen und alle Herren vom Hofdienste verneigten sich dann noch einmal tief; es war die erste Huldigung, welche sie der neuen und so überraschenden Erhöhung des von der königlichen Gunst emporgetragenen Herzogs von Alcudia darbrachten, die einzige, welche die Gegenwart der Königin ihnen erlaubte.

Don Manuel küßte die Hand der Königin; sein stolzer, über den Kreis der Anwesenden hinschweifender Blick streifte noch einmal Don Josef de Mallo, welcher bleich, mit fest aufeinander gepreßten Lippen dastand. Dann beugte er leicht das Knie vor der Königin und ging schnellen, stolzen Schrittes hinaus.

Maria Louise wendete sich nach ihren inneren Gemächern, deren Thürflügel die Pagen geöffnet hielten. Sie grüßte die Herren ihres Dienstes mit einer leichten Kopfbewegung und schritt dann, die beiden Gardisten nur mit einem flüchtigen, kalten Blick streifend, über die Schwelle. Unmittelbar hinter ihr schlossen sich die Thüren.

Die Kammerherren begannen, sobald die Königin

verschwunden war, eine eifrige, lebhafte Unterhaltung.

Don Josef trat zitternd, mit flammenden Blicken zu Don Ramiro heran.

„Hast Du gesehen,“ sagte er dumpf, „hast Du gehört? Sie kennt mich nicht, sie hat keinen Blick für mich, und diesen Don Manuel, der kaum älter ist als wir, ihn hebt sie so hoch zu sich herauf, daß wir uns im Staube zu seinen Füßen verlieren. Er ist Herzog, er ist Minister, und ist er mehr wert als ich? War er nicht einfacher Gardist wie wir? O, wie ich ihn hasse, wie viel tausendmal lieber ich ihn mit meinem Degen durchstoßen würde, als diesen armen Don Pedro de la Muga, der mir niemals etwas Böses gethan, niemals meinen Weg gekreuzt hat.“

„Du bist ein Thor!“ sagte Don Ramiro. „Was willst Du denn? Sollte die Königin etwa hier vor den Augen des ganzen Hofes uns begrüßen, wie sie es dort in ihrem Feenschloß gethan? Sollte sie das Geheimnis, das wir zu bewahren geschworen haben, vor all diesen neugierigen Blicken enthüllen?“

„O,“ rief Don Josef knirschend, „das Geheimnis wird so gut bewahrt sein, als ob es auf den Boden des Meeres versenkt wäre, auf den Boden

des Meeres der ewigen Vergessenheit! Es war eine flüchtige Laune des Augenblicks, deren Spielzeug wir geworden sind; sie wird die Königin von Spanien bleiben, sie wird niemals wieder für uns die holde Fee Donna Maria werden; wir werden unbeachtet im Staube an ihr vorüberschreiten, während an ihrer Seite dieser verhaßte Don Manuel hochmütig auf uns herabblickt."

„Und wenn es so wäre," sagte Don Ramiro ernst, indem er die Hand seines Freundes drückte, „wenn es so wäre, Don Josef, könnten wir uns beklagen? Wir sind ausgezogen, um Dienste zu suchen am Hofe und um unser Glück zu erjagen. Nun, haben wir nicht das Glück gefunden, weit über alle unsere Hoffnungen hinaus? Tragen wir nicht die Uniform der vornehmsten Garde, sind unsere Börsen nicht mit Gold gefüllt, so daß wir uns mit solchen Summen auf unser ganzes Leben für reich gehalten hätten noch vor kurzer Zeit, als wir in unseren verfallenen Kastellen in Vaza saßen? Du schiltst die Laune unserer wohlthätigen Fee Donna Maria. Nun, wenn diese Laune uns weiter nichts in den Schoß geworfen hätte, als was wir jetzt besitzen, bei Gott, ich wäre dankbar für immer und wollte für mein ganzes Leben nichts mehr vom Glück verlangen! Und

vielleicht," fuhr er fort, während Don Josef finster den Kopf schüttelte, „vielleicht wäre es der höchste Gewinn, wenn die Feenlaune so endete; wir könnten ruhig genießen, was das Glück uns geschenkt, ohne daß Neid und Haß uns verfolgt und den Boden unter unseren Füßen unterhöhlt. Du hassest den Herzog von Alcudia. Welch ein Meer von Haß würde brandend gegen Dich heranfluten, wenn das Spiel des Feenschlosses sich fortsetzte und Du, mein armer Freund, würdest kaum die Felsenkraft haben, um in solcher Brandung festzustehen. Glaube mir, für Dich wünsche ich's von ganzem Herzen, daß dieser Dienst des Vorzimmers erst vorüber wäre und daß wir als wirkliche Soldaten in den Reihen unserer Kameraden stünden."

„Nein, nein," rief Don Josef, „nein, mein Freund, so kann ich nicht denken, so nicht fühlen wie Du; ich bin nicht geschaffen, um den Kelch, den ich einmal mit den Lippen berührt, wieder abzusetzen und seinen süßen, berauschenden Inhalt anderen zu überlassen; ich vermag es nicht, zur Niedrigkeit wieder herab zu steigen, nachdem ich einmal den Fuß auf die glänzende Höhe gestellt habe."

„Ich danke Gott," sagte Don Ramiro, „daß ich nicht geschaffen bin wie Du. Mir gab es die gütige Na=

tur, zufrieden zu sein mit dem, was das Schicksal mir gewährt, und die sichere Ruhe des schattigen Thales den gefährlichen Höhen vorzuziehen, welche die Wetterstrahlen umzucken. Aber Du wie ich, wir müssen uns dem unerbittlichen Gesetz unterwerfen, in Geduld zu erwarten, was die kommenden Tage uns bringen werden, und für Dich wünsche ich, daß sie uns nichts mehr bringen, sondern nur freundlich vergönnen zu bewahren und zu genießen, was uns gegeben ist."

„Geduld, Geduld!" sagte Don Josef, indem er die Spitzen seiner Finger unruhig gegen einander schlug, „das ist ein seltenes Geschenk des Himmels; ich habe es nicht erhalten und," fügte er leise hinzu, „vielleicht würde ich's zurückweisen, wenn es mir geboten würde."

Der Haushofmeister Pedro trat ein.

Er war ebenso gekleidet, wie im Schlosse El Pardo, keine Falte seines schwarzen Kostüms hatte sich verändert, jeder Zug seines Gesichts war derselbe; es schien, als ob dieser Mann ein Kunstwerk der Mechanik sei, welches zu jeder Zeit und an jedem Ort dasselbe bleibt und durch ein Uhrwerk in immer gleichmäßiger Bewegung erhalten wird.

Er verneigte sich zwar tief und der Etikette

gemäß, aber dennoch schien in seiner ganzen Haltung das Bewußtsein zu liegen, daß er eigentlich es sei, der diesen hochbetitelten Herren des Hofdienstes eine Ehre erweise, und sie alle erwiderten den Gruß des Haushofmeisters mit ebenso viel Artigkeit und Eifer, als sie es einem Minister gegenüber gethan haben würden.

„Ihre Majestät die Königin," sagte Pedro mit seiner leisen Stimme, welche dennoch in dem ganzen Zimmer scharf verständlich widerhallte, „hat sich zur Ruhe zurückgezogen und entläßt die Herren ihres Dienstes, indem sie dieselben bittet, ihn morgen früh zur gewohnten Stunde wieder anzutreten. Für die Herren von der Garde ist das Souper in der Galerie servirt und Ihre Majestät erlaubt ihnen, sich für eine halbe Stunde dorthin zurückzuziehen."

Er wich allen weiteren Anreden und Fragen aus, indem er schnell wieder durch eine Seitenthür verschwand, einem Schatten ähnlich, der keine Spur seiner Gegenwart zurückläßt.

Die Kammerherren verabschiedeten sich flüchtig von den beiden wachhabenden Gardisten und eilten schnell davon. Sie konnten es nicht erwarten, die große Neuigkeit, die sie gehört, weiter zu tragen, und noch an demselben Abend wußte der größte Teil der

Hofgesellschaft von Madrid, daß der Graf von Aranda seines Amtes als Minister der auswärtigen Angelegenheiten enthoben und Don Manuel Godoy, den man nur widerwillig den Herzog von Alcudia zu nennen sich herbeiließ, zu seinem Nachfolger ernannt worden sei.

Allgemein war die Entrüstung über diese neue, unerhörte Bevorzugung des schnell emporgestiegenen Günstlings, der in so jugendlichem Alter zu einem hohen und wichtigen Staatsamt berufen wurde, das eine reife politische Erfahrung erforderte, noch dazu in einer Zeit, welche allen Kabinetten Europas so ernste und schwere Sorgen bereitete. Aber wie groß auch der Unwille war, der sich mit mehr oder weniger heftigen Worten in allen Kreisen der vornehmen Gesellschaft Luft machte, so hinderte dies nicht, daß am nächsten Morgen schon zu ungewöhnlich früher Stunde vor dem Palais des Herzogs eine Equipage nach der andern vorfuhr und daß fast alle vornehmen Namen von Madrid in die bei ihm aufliegenden Besuchsbücher eingetragen wurden, während die Vorzimmer des Herzogs von Aranda leer blieben.

Nachdem auch die Pagen sich aus den Vorzimmern der Königin entfernt hatten, um sich froh aufatmend nach der Abteilung des Schlosses zu begeben, in

welcher sie mit ihren Kameraden ein zwar militärisch geordnetes, aber immerhin ziemlich freies und ungebundenes Leben führten, wurden die Thüren nach der Galerie geöffnet. Unmittelbar am Eingange derselben zeigte sich ein luxuriös gedeckter Tisch, an welchem Don Josef und Don Ramiro Platz nahmen. Ihre Unterhaltung mußte sich auf ganz allgemeine Gegenstände beschränken, da zahlreiche Lakaien umherstanden, um sie zu bedienen.

Das vortreffliche Souper erinnerte sie an die Wunder von Donna Marias Feenschloß, und obgleich Don Josef noch immer finster vor sich hinblickte und seine Stirn in düstere Falten gezogen hatte, so hinderte ihn sein Unmut doch nicht, die Gastfreundschaft der Königin von Spanien ebenso thätig anzuerkennen wie diejenige der unbekannten Fee Donna Maria.

Schnell war die halbe Stunde verflossen.

Die beiden jungen Leute erhoben sich und verließen die Galerie, um auf ihren Posten zurückzukehren.

In dem königlichen Vorzimmer waren inzwischen die Lichter auf den Kandelabern ausgelöscht, nur auf einem einzigen von der Decke herabhängenden Kristalllustre brannten noch einige Kerzen, aber dieselben

waren von bläulichen Lichtschirmen umgeben, so daß der ganze Raum in Halbdunkel gehüllt war, während das konzentrirte Licht nach unten hin auf einen Tisch von Ebenholz fiel, der gerade unter dem Kronleuchter stand. Zwei bequeme Sessel waren neben diesen Tisch herangezogen und auf demselben befand sich ein Schachbrett von Ebenholz und Perlmutter mit kunstvoll geschnittenen Figuren, daneben einige Spiele schön gemalter Karten mit vergoldeten Rändern.

„Ah," sagte Don Ramiro lächelnd, „man sieht, Ihre Majestät die Königin von Spanien und Indien sorgt gnädig dafür, daß ihre Wachen sich wenigstens nicht langweilen, wenn sie den Schlaf entbehren müssen."

„Nun, bei Gott," entgegnete Don Josef bitter lachend, „wir haben uns in Donna Marias Feenschloß wahrlich nicht gelangweilt, obgleich uns dort keine Spiele geboten wurden zum Ersatz für die Stunden des Schlafes, deren wir gern noch mehrere geopfert hätten. Ich würde Donna Marias Gastfreundschaft derjenigen der so erhabenen und so unnahbaren Königin von Spanien vorziehen, welche keinen Blick übrig hat für die Kavaliere ihrer Wache, und deren Hand nur so hohe und erlauchte Granden

berühren dürfen, wie dieser aus dem Nichts heraufgestiegene Herzog von Alcudia."

„Still," mahnte Don Ramiro, indem er sich ängstlich umsah, „um Gottes willen, lästere nicht; was Du sprichst, ist Majestätsverbrechen. Setze Dich dorthin und laß uns eine Partie Schach spielen, wie wir es oft auf der Veranda unseres Kastells in Vaza gethan, ohne zu ahnen, daß wir die Kunst der alten Mauren so bald im Königspalaste von Madrid üben sollten. Laß die Karten, ich mag sie nicht; sie gehören dem Teufel, der die Seelen damit fängt, wie unser Pater uns gelehrt. Was sollen sie uns auch, da es doch gleichgiltig ist, ob sich das Gold, welches das Glück uns zugeworfen, in meiner oder in Deiner Tasche befindet? Besser freilich in meiner," fügte er lachend hinzu, „und ich werde es Dir nicht gutwillig abtreten, denn ich verstehe sorglicher damit hauszuhalten als Du, und vielleicht wird unsere Börse nicht so schnell wieder gefüllt werden, wenn wir sie leichtsinnig geleert haben."

Er hatte die Figuren auf dem Schachbrett aufgestellt und drückte Don Josef in den Sessel neben dem Tisch nieder, während er selbst ihm gegenüber Platz nahm.

Sie begannen das Spiel. Eine tiefe Stille herrschte

rings umher; die Majestäten hatten sich zurückgezogen und alles Leben schien in dem weiten Palast ausgestorben zu sein, nur zuweilen drang wie aus weiter Ferne ein Ruf oder auch ein militärischer Trommelwirbel von der Stadt herüber.

Das Spiel, welches die jungen Leute von Jugend auf während ihres einsamen Lebens in Vaza mit Vorliebe getrieben hatten, übte seine alte Anziehungskraft auf Don Josef, und Don Ramiro ließ es sich eifrig angelegen sein, durch verwickelte Kombinationen und kühne Angriffe seinen Freund immer mehr von seinen düsteren Gedanken abzuziehen. Vollständig aber gelang ihm dies nicht; immer wieder versank Don Josef in stilles Brüten, aus welchem Don Ramiro ihn dann mit ungeduldiger Mahnung erst wieder wecken mußte, und er übersah häufig die Vorteile, welche die Stellung seines Spiels ihm bot, oder die Angriffe, welche ihn bedrohten, so daß kaum eine Stunde verflossen war, als er seinen König, von wenigen Figuren gedeckt, verhängnisvoll umringt sah. Noch einmal raffte er seine Willenskraft auf, sein Ehrgeiz regte sich auch im Spiel; er wollte seinem Freund den Sieg nicht lassen und beugte sich sinnend über das Schachbrett, um noch einen Ausweg aus seiner hart bedrängten Stellung zu finden.

Während er so dasaß und Don Ramiro ihn mit triumphirenden und doch wieder mitleidig teilnehmenden Blicken betrachtete, öffneten sich die schweren Falten der seidenen Vorhänge, welche die Thür nach den inneren Gemächern der Königin bedeckten, und aus der dunklen Umhüllung trat die schöne Benita in weitem weißem Gewande, den schimmernden Perlenschmuck in ihrem dunklen Haar, ganz so, wie sie in der duftenden Jasminlaube im Parke des Feenschlosses erschienen war.

Mit leisen, unhörbaren Schritten schwebte sie zu dem Spieltisch heran und, aus dem Halbdunkel hervortretend in den Lichtkreis, der von dem Lustre herabfiel, erschien sie wie von der Verklärung überirdischer Schönheit umflossen. Lächelnd blickte sie auf die beiden Freunde herab, welche, über das Brett gebeugt, ganz in ihr Spiel vertieft waren.

Don Josef that nach mehrfachem Zögern einen Zug.

Schnell schob Don Ramiro eine Figur vor.

„Schach!" rief er, „Schach dem König und matt —"

„Matt!" wiederholte Don Josef leise mit so schmerzlichem Ton, als ob es sich nicht um ein Spiel, sondern um ein verlorenes Lebensglück handle.

„Matt," sagte Benita lächelnd, „matt, weil Ihr

die Königin verloren habt! Im Spiel mag es sein, im Leben müßt Ihr besser Eure Königin, das heißt Euer Glück, behüten —"

Entsetzt sprangen die jungen Leute auf und starrten die so unerwartete Erscheinung an, welche sie im Augenblick der ersten Ueberraschung in der That für ein Gebilde ihrer Phantasie halten mochten.

„Ihr erstaunt," sagte Benita, „ihr seht mich so fremd, so drohend an; kennt ihr mich nicht mehr? Ist es nicht die Stunde, welche uns in der blühenden Laube von El Pardo zu traulicher Unterhaltung zusammengeführt, und war euch nicht ein Wiedersehen verheißen, wenn ihr verschwiegen und gehorsam wäret? Nun, ihr habt euren Schwur gehalten, die Stunde des Wiedersehens ist gekommen," fügte sie hinzu, Don Ramiro ihre Hand reichend, welche dieser an seine Lippen führte und inbrünstig küßte.

„Die Stunde des Wiedersehens ist gekommen?" rief Don Josef außer sich, indem er, Benita anstarrend, wie geblendet die Hand über seine Augen hielt; „für Don Ramiro! Ihr seid da, Ihr habt ihn nicht vergessen, aber — o mein Gott, auch mir ward ein Wiedersehen versprochen, auch ich habe mein Gelöbnis gehalten —"

„Und zweifelt Ihr?" fragte Benita, welche ihre

Hand den feurigen Küssen Don Ramiros überließ. „Zweifelt Ihr, daß auch Euch das Versprechen erfüllt werden wird, das Ihr erhalten habt, wenn Euer Gewissen Euch sagt, daß Ihr es verdient? Einem mutigen und treuen Ritter ziemt dieser Zweifel nicht, wenn er nicht sich selbst anzuklagen hat!"

Einen Augenblick senkte Don Josef den Kopf.

„Nein, nein!" rief er dann, „nein, nein, ich habe mich nicht anzuklagen, ich bin verschwiegen gewesen und gehorsam, und wenn ich gelitten habe, schwer gelitten, gebangt und gezweifelt, so kann das Leiden ein Verdienst sein, aber keine Schuld."

„Nun denn," sagte Benita, „so dürft Ihr auch gewiß sein, daß Donna Maria, meine erhabene Herrin, ihr Versprechen halten wird, wie ich das meinige gehalten habe."

„Donna Maria," rief Josef, indem er vor Benita auf die Kniee niedersank und flehend die Hände zu ihr erhob; „o, täuscht mich nicht, sagt es mir, werde ich sie wiedersehen, so wiedersehen, wie ich sie einst sah: als die holde, gütige Fee, die von den Wolkenhöhen herabstieg zu den Sterblichen?"

„Nicht mich müßt Ihr das fragen, Graf de Mallo," sagte Benita. „Wird es Euch so schwer, den Weg zu der Herrin zu finden, die Euch den Lohn für Euern

Gehorsam versprach und die Euch allein eine Antwort auf Eure Frage geben kann?"

Sie wendete sich halb rückwärts und deutete nach dem Thürvorhang, aus dem sie hervorgetreten war und den sie hinter sich halb geöffnet gelassen hatte.

Einen Augenblick starrte Don Josef sie wie betäubt, die Hände auf seine Stirn pressend, an, dann drang ein Ruf entzückter Freude aus seiner schwer atmenden Brust, flammendes Licht blitzte in seinen Augen auf. Er sprang empor nach der Thüre hin und war im nächsten Augenblick hinter den seidenen Falten verschwunden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In den inneren Gemächern der Königin folgten zunächst einige mit schimmernder Pracht und feinem, wenn auch etwas launischem Geschmack ausgestattete Zimmer aufeinander. Man sah hier Möbel aller Art aus den verschiedensten Perioden, Meisterwerke der Malerei bedeckten die Wände, aber dieselben waren ohne künstlerisches System neben einander gestellt; man konnte deutlich erkennen, daß die Bilder nach der Laune des augenblicklichen Gefallens ausgewählt waren. Daneben befanden sich plastische Kunstwerke in Marmor und Bronze, bald auf Säulen, bald in Wandnischen aufgestellt und ebenfalls ohne Rücksicht auf die Kunstperiode, der sie angehörten, gewählt.

Trotz dieser Unordnung und vielleicht gerade wegen derselben machten die Räume einen ungemein anmutigen Eindruck. Das Ganze war eben eine Wohnung, welche kunstverständiger Sinn geschmückt hatte

und welcher überall die Empfindung wohlthätiger Behaglichkeit erregte, ohne — trotz der reichen Zahl von Kunstschätzen, die sie enthielten — an ein wissenschaftlich geordnetes Museum zu erinnern, wie dies häufig in fürstlichen Palästen der Fall ist.

Die Kerzen auf den Kronleuchtern verbreiteten ohne blendende Helle doch so viel Licht, daß man alles deutlich erkennen konnte, und daß die Königin auch ohne die Kerzen der Girandolen und Kandelaber, welche gelöscht waren, hier ihren Hof hätte empfangen können.

Don Josef freilich bemerkte nichts von der eigenartigen Ausschmückung der Räume. Er stürmte durch die Enfilade von aufeinander folgenden Zimmern, deren sich gegenüberliegende Thüren sämtlich geöffnet waren, weiter, bis er sich endlich einer von dunklen, faltigen Vorhängen verhüllten Thür gegenüber befand.

Er hielt in seinem Lauf inne, seine brennenden Blicke suchten ringsumher — er erschrak über das tiefe Schweigen, das ihn umgab und in welchem seine heißen, keuchenden Atemzüge unheimlich hörbar waren. Ein Gefühl bitterer Enttäuschung überkam ihn und in seiner so leicht erregten Seele stiegen neue Zweifel auf, ob er nicht dennoch das Opfer

eines höhnischen Spiels oder gar einer tückischen Falle sein möchte.

Da hörte er hinter den Falten des Vorhangs, vor welchem er stand, einen leise anschwellenden und langsam verhallenden Klang, als ob ein menschlicher Finger leicht über die Saiten einer Guitarre hinglitte. Es war derselbe Accord, den er einst im Mondlicht auf der Veranda des Feenschlosses vernommen hatte und dem er gefolgt war, um in der stillen Laube unter den Jasmin- und Orangenblüten Donna Maria und Benita zu finden.

Einen Augenblick lauschte er, weit vorgebeugt, hochklopfenden Herzens — noch einmal wiederholte sich der Accord — langsam und scheu, mit unsicheren Schritten, das Haupt vorgeneigt und die Arme ausgestreckt, näherte er sich der Thür. Er zog die Falten des Vorhangs auseinander und blieb wie geblendet stehen — er sah vor sich ein ziemlich großes Gemach, das mit seinen tiefblauen Seidentapeten gegen die erleuchteten Räume vorher fast nächtlich dunkel erschien. In der Mitte dieses Gemachs befand sich eine Gruppe von hohen, blühenden Orangenbäumen, welche in ihren mit Goldbronze beschlagenen Kübeln von Ebenholz so kunstvoll arrangirt waren, daß sie einer natürlichen, halbkreisförmigen Laube glichen. Von der

Decke herab hing an feinen, kaum sichtbaren Ketten eine einzige Ampel mit einer runden Kuppel von weißem Milchglas, welche das Licht vollständig umschloß und, hinter den Kronen der Orangenbäume hervorleuchtend, der vollen Mondscheibe ähnlich war. In dem Halbkreis der niedrigen Bäume stand auf einem weichen persischen Teppich ein breites Ruhebett, dessen Polster mit grauer Seide überzogen waren und das in dem dämmernden, mondscheinartigen Licht an eine Steinbank erinnerte.

Auf diesem Ruhebett saß eine weibliche Gestalt in weißem, faltigem Gewande, das von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde; in dem dunklen, zu wallenden Locken aufgelösten Haar leuchtete ein Diadem von Rubinen; dieselben Steine schmückten die Spangen, welche die weiten Falten der Aermel zurückhielten. Die Hände ruhten auf der Guitarre im Schoße der weißen Gestalt und eben erklangen die Saiten unter der leichten Berührung der schlanken Finger wieder zu leise lockenden Accorden.

Die ganze Scenerie war der Laube im Parke des Feenschlosses so täuschend als möglich nachgebildet, so daß Don Josef in der That einen Augenblick zweifelte, ob er nicht durch ein neues Wunder an jenen unvergeßlichen Ort voll süßer Erinnerungen

zurückversetzt sei. Schnell gewöhnte sich sein Blick an die Dämmerung, er erkannte Donna Maria, welche ihm wie damals entgegenlächelte und sich seiner Verwirrung zu freuen schien.

Das Uebermaß des Glücks betäubte ihn, mit unsicheren Schritten taumelte er vorwärts, er sank zu den Füßen der von so wunderbarem, geheimnisvollem Reiz umflossenen Frau nieder, welche in diesem Augenblick wieder die wunderthätige Fee Donna Maria war, die seine ganze Seele mit ihrem Zauber gefangen hielt, während er doch wieder nicht vergessen konnte, daß er seine Kniee beugte vor der allmächtigen Königin von Spanien, welche so hoch über ihm stand, wie die Sonne über dem Staube der Erde.

„Gnade, Gnade!" stammelte er, indem er, die Hände faltend, mit trunkenen Blicken zu ihr aufsah. „Gnade, erhabene Herrin! Das Wort versagt dem Gedanken meines Herzens, ein solches Glück wird mich töten, nachdem ich so viel gelitten in bangen Zweifeln."

Sie reichte ihm lächelnd die Hand und aus seinen Augen floß eine Thräne auf dieselbe nieder, ebenso heiß wie die Küsse seiner brennenden Lippen.

„Ihr habt gezweifelt, Don Josef," fragte Maria

Louise, indem sie sanft über sein Haar strich, „Ihr habt gezweifelt, daß Donna Maria ihr Wort halten werde? Ein solcher Zweifel verdiente, daß ich sogleich vor Euren Augen wieder verschwände zur Strafe für Euren Unglauben.“

„O erhabene Herrin,“ rief Don Josef, „niemals hätte ich an Donna Maria gezweifelt, die mir so viel Beweise ihrer Huld und ihrer Wunderkraft gegeben, aber Donna Maria war meinem Blick entschwunden, und ich sah nur, o mein Gott, ich sah nur die Königin, vor der mein Haupt sich zur Erde neigen muß, die Königin, welche an mir vorüberschritt, so kalt und so stolz, ohne einen Blick für den niedrigsten ihrer Diener, der vor ihr nicht mehr ist als der Staub unter dem Saum ihres Gewandes.“

„Was habt Ihr mit der Königin zu thun,“ rief Maria Louise heftig und rauh, „was hat die Königin gemein mit Donna Marias Versprechen, Euch wiederzusehen? Die Königin,“ sagte sie, träumerisch in seine Augen blickend, „das ist eine gelangweilte, gequälte Fürstin, welche lächeln muß, wenn sie traurig ist, welche unter tausend Blicken einherschreiten muß, wenn sie sich nach Einsamkeit sehnt, und welche auch kalt vorübergehen muß, wo ihr Herz dem Freunde entgegenschlägt. Donna Maria aber

ist frei, sie darf ihrem Herzen folgen, sie darf ihre Gesellschaft wählen nach ihrem Belieben, sie darf ihrem Freunde erlauben, sie zu lieben. Verwechselt niemals Donna Maria mit der Königin; laßt dieser ihren kalten Glanz, welcher der Sonne eines Wintertages gleicht, oder auch," fügte sie schneidend und fast drohend hinzu, „dem Blitz, der zerschmettert und vernichtet. Donna Maria ist Eure Freundin, Donna Maria steht nicht auf jener unnahbaren Höhe der Monarchin; sie kann Euch zu sich erheben."

„Und doch," rief Don Josef, indem seine Blicke sich verfinsterten, „doch kann die Königin, die stolze, kalte Königin und die holde Donna Maria in ein Bild zusammenfließen, doch kann sie das Herz beglücken und das Haupt schmücken mit den höchsten Ehren, und mein Herz krampft sich zusammen, mein Blut gerinnt zu Eis, wenn ich sehen muß, wie andere, die nicht mehr wert sind als ich, vor aller Welt die Hand der Königin mit ihren Lippen berühren dürfen, während ich doch nicht vergessen kann, daß es Donna Marias Hand ist —"

Maria Louise stieß ihn heftig zurück, sie sprang auf, ihre Augen schleuderten Blitze, gebietend und drohend ihre Hand ausstreckend rief sie:

„Schweig, Verwegener! Willst Du die Herrin

meistern, welche schwach genug ist, sich zu Dir herabzubeugen und Dir einen Becher berauschenden Glückes zu bieten, von dem Du vor kurzem noch kaum zu träumen gewagt hättest? Hast Du nicht Schweigen und Gehorsam gelobt? Hast Du nicht gelobt, jene niedrige und feige Schwäche aus Deinem Herzen zu bannen, welche man Eifersucht nennt? Ist Deine Kraft so gering, daß Du schon die erste Probe nicht zu bestehen vermagst? Dann geh, dann habe ich mich in Dir getäuscht, dann wird Donna Maria Dich ebensowenig wieder erkennen, wie Du es wert bist, der Königin zu dienen!"

„Verzeihung, Verzeihung, erhabene Herrin," flehte Don Josef, indem er versuchte ihre Hand zu erfassen, die sie ihm entzog, „Verzeihung, meine Liebe ist so groß, so mächtig, daß sie —"

„Eure Liebe ist schwach und kindisch," unterbrach sie ihn streng, „wenn sie Euch nicht lehrt, Euch selbst zu beherrschen, wenn sie Euch nicht stark macht zu freiem Gehorsam gegen meinen Willen. Den Sklaven, der erst der Furcht sich beugt, achte ich meiner Liebe nicht wert!"

„O, verzeiht, Donna Maria, verzeiht! Wie wäre es möglich Euch zu lieben und gleichgiltig auch nur zu scheinen!"

„Doch muß es möglich sein," sagte Maria Louise, indem sie mit milderem, zärtlicherem Blick zu ihm herabsah, „doch muß es möglich sein, mein Freund, und wenn Ihr mich liebt, wie Ihr sagt, so naht Euch der Königin nicht, denn die Königin liebt man nicht, bei ihr verhärtet sich das Herz und die Gier nach Ehre und Macht drängt alle anderen Gefühle zurück."

Sie setzte sich wieder auf die Ottomane nieder, reichte ihm die Hände und zog ihn herüber an ihre Seite.

„Donna Maria aber will," fuhr sie leise, indem ihre Blicke sich tief in seine Augen tauchten, fort, „Donna Maria aber will, daß Ihr sie lieben sollt, Donna Maria würde ihrerseits eifersüchtig sein, wenn Ihr sie über der Königin vergessen würdet im kalten, eigensüchtigen Ehrgeiz. Donna Maria wird ihren Zauberstab für Euch schwingen und Euch umgeben mit allem, was Ihr bedürft, um die Blüten des Lebens zu vollem Kranz um Eure Stirn zu winden, aber sie wird nicht mehr an Eure Liebe glauben, wenn Ihr Euch der Königin nahen wolltet über die Grenzen hinaus, die sie Euch vorgezeichnet, und hütet Euch wohl," fügte sie hinzu, indem eine düstere Glut in ihren Augen aufloderte, „hütet Euch

wohl: einen Verrat an ihrer Liebe würde sie unerbittlich rächen!“

„Ich werde gehorchen,“ rief er, während sie ihre schimmernden Arme um seine Schultern schlang und sich so nahe zu ihm herüberbeugte, daß ihr duftiges Haar seine Stirn und seine Wangen streifte, „ich werde gehorchen. Donna Maria wird ewig meine Herrin, meine einzige Königin sein; ich kenne keine andere —“

Unter Wonneschauern fühlte er, wie ihre Arme sich fester um seinen Nacken spannten, in wilder Leidenschaft preßte er sie an seine Brust, in lodernder Glut brannten ihre Lippen aufeinander.

*

Als Don Josef in die inneren Gemächer der Königin fortgestürmt war, ließ sich die schöne Benita auf einen Sessel nieder und sagte lächelnd, indem sie mit den Spitzen ihrer rosigen Finger die Figuren auf dem Schachbrett wieder in Ordnung stellte:

„Ihr scheint Euch weniger des Wiedersehens zu freuen, Don Ramiro, als Euer Freund, denn Ihr seht mich so ernst, so finster und fast drohend an. Das ist freilich natürlich, denn die Dienerin kann nicht, der Herrin gleich, durch ihren Anblick beglücken.

Aber doch," fuhr sie neckend fort, „müssen auch wir die Zeit ausfüllen, während Don Josef der erhabenen Donna Maria seinen Dank darbringt, und da uns hier die Irrgänge des Parkes von El Pardo fehlen, um in ihrem Schatten die Unterhaltung fortzusetzen, welche wir damals unterbrechen mußten und welche Ihr vergessen zu haben scheint, so laßt uns das Spiel fortsetzen, in welchem ich Euch gestört habe. Ich verstehe zwar wenig von diesem kunstreichen Spiel der alten maurischen Weisen, aber ich hoffe, Ihr werdet Nachsicht mit mir haben, und eine Dame sollte einem galanten Kavalier gegenüber dennoch immer Siegerin bleiben."

„Wie Ihr befehlt, Donna Benita," sagte Ramiro, indem er flüchtig die schöne Hand küßte, welche noch auf der Figur des Schachkönigs ruhte.

Er stellte, während Benita ihn mit einer Verwunderung ansah, in welche sich ein kaum verhüllter Unmut mischte, auch seine Figuren vollends auf und sagte artig, aber mit vollkommener Ruhe:

„An Euch ist es, zu beginnen, der Dame gebührt immer der Vorrang. Uebrigens," fuhr er fort, während sie nach kurzem Nachsinnen ihren ersten Zug that, „übrigens thut Ihr mir unrecht, wenn Ihr voraussetzt, daß ich mich des Wiedersehens weniger

freue als Don Josef. Ich habe, bei Gott, die reizenden Irrgänge im Parke von El Pardo nicht vergessen und werde sie niemals vergessen; aber mein Herz schlägt ruhiger als das meines Freundes, denn ich habe nicht wie er daran gezweifelt, daß ich Euch wiederfinden werde."

„Ah," sagte Benita neckend, „so sicher wäret Ihr Eurer Sache?"

„Hatte ich nicht Euer Wort, hatte nicht Donna Maria das ihrige meinem Freunde gegeben, und sollte ich etwa an dem Wort zweier edlen Damen zweifeln, nachdem ich wußte, wer sie waren, da ich ihnen doch geglaubt hatte, ehe ich sie kannte?"

„Und wenn wir doch unser Versprechen vergessen hätten, wenn es uns unmöglich gewesen wäre, es zu erfüllen —"

„Man muß auch die Täuschung zu ertragen wissen, wenn man im Kampfe des Lebens nicht unterliegen will; vielleicht wäre es ein Glück gewesen — für meinen Freund Don Josef gewiß! — ob auch für mich — das weiß ich nicht, doch wäre es möglich —"

„Ein Glück für Euch, mich nicht wiederzusehen?" rief Benita kopfschüttelnd. „Nun," fügte sie spöttisch hinzu, „Ihr scheint nicht gewöhnt, den Damen

Schmeicheleien zu sagen. Im Irrgarten von El Pardo war es anders, wie ich mich zu erinnern glaube.“

„Was ich Euch damals gesagt, weiß ich wohl,“ erwiderte Don Ramiro, „es war keine Schmeichelei, es war die Wahrheit —“

„Ah,“ rief Benita, „so erinnert Ihr Euch noch, so war Euer Gedächtnis doch nicht so kurz, wie Ihr mich glauben machen wolltet! Ihr sagtet, wenn ich mich recht erinnere —“

Sie stockte und sah ihn mit einem reizenden Lächeln an.

„Ich weiß es wohl,“ fiel Ramiro ein, indem er eine ihrer Figuren schlug und dieselbe zu den übrigen stellte, die er ihr bereits abgenommen hatte, „ich sagte Euch, daß ich Euch liebe, und das war die Wahrheit —“

Sie schlug errötend die Augen nieder, aber schnell hatte sie ihre augenblickliche Befangenheit überwunden und sprach in ihrem früheren leichten und neckischen Ton weiter:

„Und wenn ich das glauben sollte, so hätte doch wohl Eure Freude bei unserem Wiedersehen größer sein sollen —“

„Wißt Ihr, wie groß sie war? Um das zu wissen,

müßtet Ihr in meinem Herzen lesen können, und das vermag nur die Liebe."

Sie antwortete nicht, aber sie sah ihn mit einem fragenden und vorwurfsvollen Blick an, der ihn wohl hätte beglücken müssen, vor dem er aber seufzend die Augen niederschlug.

„Die Liebe," sagte er, „ist eine Flamme, oft leicht und anmutig spielend und ebenso flüchtig wieder erlöschend, oft aber auch auflodernd in wilder, verzehrender Glut; wenn sich das Herz nach dem Licht und dem Glanz dieser Flamme sehnt, so darf es auch wohl fürchten und zagen, sich ihr von neuem zu nähern und vielleicht von ihr vernichtet zu werden."

Sie hatten während ihrer Unterhaltung das Spiel fortgesetzt. Benita hatte kaum auf ihre Züge geachtet, die Reihen ihrer Figuren hatten sich mehr und mehr gelichtet, jetzt that Ramiro einen letzten Zug und sagte:

„Ihr habt das Spiel verloren, Donna Benita, Euer König ist gefangen —"

Benita warf die Figuren durcheinander und sagte, diesmal mit ernstem Unmut:

„Ihr seid nicht artig, Don Ramiro, Ihr mißbraucht Eure Ueberlegenheit, ich hätte wohl erwarten

dürfen, daß Ihr der Dame den Sieg ließet. Fort mit diesem ungalanten Spiel, das mag gut sein für die alten maurischen Weisen mit langen weißen Bärten; wir unterhielten uns, wie mir scheint, besser in dem Irrgarten von El Pardo, wo wir keine Hilfsmittel brauchten, um uns die Zeit zu vertreiben."

„Ihr thut mir abermals unrecht," sagte Don Ramiro, indem er den Tisch mit dem Schachbrett zur Seite schob und seinen Sessel näher an den ihrigen rückte, „Ihr thut mir unrecht durch Euren Vorwurf. Nicht im Kampfe überwindet die Frau den Mann, nicht wenn sie siegt, erringt sie die Herrschaft, sondern wenn sie besiegt ist."

„Ah, das ist neu!" sagte Benita, immer noch in gereiztem Ton; „wenn nun aber die Frauen keine Neigung haben, sich besiegen zu lassen?"

„So werden sie niemals die Männer beherrschen, oder nach einer flüchtigen Scheinherrschaft zu einem matten Schattenbild, vielleicht sogar zu einer peinlichen und drückenden Erinnerung herabsinken. Nur die Frau, welche durch die Liebe besiegt ist, erringt die sichere, dauernde Herrschaft über einen Mann von edler Kraft und mutigem Willen. Nur durch die Schwäche unterwirft das Weib die männliche Stärke und den männlichen Stolz — und darum —"

„Und darum?“ fragte Benita, indem sie ihre herausfordernden, blitzenden Augen vor dem strengen, ernsten Blick Ramiros niederschlug.

„Darum,“ erwiderte er mit traurigem Ton, „habe ich gezweifelt, ob es ein Glück für mich wäre, Euch wiederzusehen.“

„Und dennoch habt Ihr mir gesagt, daß —“

„Daß ich Euch liebe, Benita, und das ist die Wahrheit. Noch niemals haben meine Lippen dies Wort vor einer Frau ausgesprochen. Noch niemals hat mein Herz empfunden, was mich zu Euch hinzieht —“

„Ich begreife Euch nicht,“ sagte Benita, ohne die Augen aufzuschlagen. „Es scheint,“ fügte sie fast bittend hinzu, „daß wir uns heute nicht verstehen sollen, während uns doch damals —“

„Hört mich an,“ sagte Ramiro, indem er ihre Hand erfaßte, die sie ihm ohne Widerstreben überließ, „hört mich an, Ihr werdet mich verstehen, und wenn es dennoch nicht der Fall sein sollte, so wäre es besser, daß wir uns künftig nicht wiedersehen würden. Ich habe Euch gesagt, daß ich Euch liebe,“ fuhr er fort, während sie ihn mit wachsendem Erstaunen ansah, „und Ihr —“

„Habe ich Euch verboten, mich zu lieben?“ fiel sie schnell ein. „Bin ich nicht gekommen, um mein

Versprechen einzulösen, das Ihr vielleicht gar nicht verdient habt?"

„Ich danke Euch für dieses Wort," erwiderte er, ihre Hand mit seinen Lippen berührend, „das mich glücklich machen könnte, wenn ich nur an den Augenblick dächte, das meiner Eitelkeit genügen könnte, wenn ich eitel wäre, und doch —"

„Und doch!" rief sie mit drohend blitzenden Augen, indem sie ihre Hand kräftig zurückzog.

Er sah sie einen Augenblick durchdringend an, als ob er auf dem Grund ihrer Seele lesen wolle.

„Was wollt Ihr," sprach er dann, immer in demselben ernsten und wehmütigen Ton, „was wollt Ihr aus meiner Liebe machen? — aus Eurer Liebe? Ihr habt mir das Recht gegeben, dies Wort zu brauchen, Benita."

„Das fragt Ihr mich!" rief sie mit gezwungenem Lachen.

„Ja, das frage ich Euch, ehe ich dem holden Triebe, der bereits zu tiefe Wurzeln in meinem Herzen geschlagen hat, erlauben will, noch höher emporzuwachsen und sich zu duftenden Blüten zu erschließen. Was sollte aus dieser Blüte werden, wenn der Sturm sie knickt oder gleichgiltig und überdrüssig sie verdorren und verwelken läßt?"

„Erschließt nicht die Blume ihren Kelch," rief sie lebhaft, „wenn das Sonnenlicht des Frühlings sie berührt, ohne daran zu denken, daß der Herbst mit seinen Stürmen und der Winter mit seinem Eis kommen wird? Das Glück gehört dem Augenblick. Gibt es ein Glück, wenn man an dessen Vergänglichkeit denkt?"

„Die Blume freilich," erwiderte er, „denkt nicht an den Herbst, darum liegt sie nach kurzem Blütentraum zertreten im Staube. Der sorgsame Gärtner aber muß an die Zukunft denken, und je edler die Blüte ist, um so mehr muß er darauf bedacht sein, daß sie dauernd Frucht bringe und nicht entwürdigt in den Staub getreten werde. Der Mensch muß der Gärtner seines Herzens und seiner Seele sein, wenn er nicht später in Schmerz und Reue vor einer wüsten Leere stehen und die Ernte seines Lebens verloren geben will. Nun, Benita, ich schätze die Blüten meines Herzens zu hoch, als daß ich ihre edle Frucht dem Spiel des Zufalls preisgeben möchte. Wenn wir uns jetzt am Duft des Augenblicks berauschen, was soll später aus uns werden? Ich würde Euch nicht vergessen, wenn Ihr einst im Wechsel der Laune Euch von mir wenden würdet. Ich würde unglücklich sein, mich selbst verachten und hassen. Das aber soll nicht sein, das soll niemals geschehen!"

Sie neigte erbleichend das Haupt.

„Das ist Euer letztes Wort?“ fragte sie tonlos.

„So Gott will, soll es nicht das letzte sein,“ erwiderte er, indem er wieder ihre Hand erfaßte und sie zu sich heranzog. „Es gibt eine schützende, sichere Pflege für der Liebe zarte Frühlingsblüten, unter der sie sich erhält in jugendlich frischer Schönheit und heranreift zu edler Frucht; aber diese Pflege kann ihr nur zu teil werden, wenn die Herzen, die sich entgegenschlagen im süßen Rausch des Augenblicks, sich zusammenschließen zum festen, heiligen Bunde für das Leben, eins das andere stützend, stark in vereinigter Kraft gegen die Wetterstürme des Schicksals.“

Sie sah ihn mit sprachlosem Erstaunen an, hochmütig zuckten ihre Lippen.

„Das ist es?“ rief sie. „Ihr schätzt Euch nicht gering, bei San Jago, daß Ihr der Gräfin Benita de Marentes, der ersten Dame des Hofes, der Freundin der Königin, die Hand des unbekannten Fremden bietet!“

Er sprang auf, seine Augen blitzten drohend, mit verschränkten Armen einen Schritt zurücktretend, rief er:

„Des unbekannten Fremden? Wißt Ihr nicht,

wer ich bin? Das Blut des Don Ramiro de Torrijo ist so edel als irgend eines in Spanien. Habe ich Euch gesucht? Habe ich Euch meine Liebe entgegengetragen, um sie Euch zum Spiel Eurer Laune zu bieten? Ah, Donna Benita, wenn Ihr so sprecht, so seid Ihr nicht besser als jene Damen am Hofe von Madrid, welche sich nicht scheuen, das flüchtige Spiel ihrer Leidenschaft mit unwürdigen Männern zu treiben, die sie wegwerfen, wenn ihre Laune befriedigt ist, ohne zu denken, daß sie zugleich ihre eigene Ehre in den Staub der Gassen schleudern. Wenn Ihr so denkt, so sucht Euch ein anderes Spielzeug. Der arme Korporal Don Ramiro de Torrijo wird sich pflichtschuldig beugen vor der hohen Gräfin de Marentes. Er wird für jene Benita aus dem Park von El Pardo nur Verachtung und vielleicht schmerzliches Mitleid noch übrig haben."

Benita sank zitternd unter seinen stolzen, drohenden Blicken in sich zusammen, ihr Busen wogte in schweren Atemzügen, langsam schlug sie die Augen zu ihm auf und leise flüsterte sie:

„Ramiro, Ramiro, so hart könnt Ihr gegen mich sein?"

„Es ist die Wahrheit, was ich Euch sagte," erwiderte er, „und es ist tausendmal besser, daß die

Wahrheit uns heute trennt, als daß die Lüge uns verbindet. Ein flüchtiger Traum wird leicht vergessen sein. Ihr wenigstens werdet Don Ramiro nicht verachten.“

Sie erhob sich, immer die Augen auf ihn richtend; sie schwankte zu ihm hin, wie von der Gewalt seiner Blicke bezwungen, sank sie zu seinen Füßen nieder, hob die Hände bittend zu ihm empor, ihre Augen füllten sich mit Thränen und wie ein Hauch klang es von ihren Lippen:

„Ramiro, mein Ramiro, kannst Du mir verzeihen? Kannst Du mich dennoch für wert halten, mir Deine Hand zu reichen und mich zu Dir zu erheben?“

Ein Jubelruf drang aus seiner Brust. Er beugte sich zu ihr herab, er hob sie in seinen Armen empor und während sie, an ihn geschmiegt, unter Thränen lächelnd zu ihm aufblickte, rief er:

„Ich wußte es, ich wußte es! Meine Benita ist nicht wie die anderen, und wenn sie sich verirren konnte, findet sie den rechten Weg wieder. Du bist besiegt durch die Wahrheit und die Ehre. Besiegt, hast Du die Herrschaft gewonnen. Ich gehöre Dir, gebiete über mich, holde Herrin des Lebens!“

Einen Augenblick standen sie innig umschlungen, und nie war Benita schöner gewesen, als in diesem Augenblick, in welchem sie demütig aufblickte zu dem Manne, dessen Stolz und Willen sie besiegt und ein neues Leben in ihrem Herzen erweckt hatte.

Dann führte er sie zu ihrem Sessel zurück, er setzte sich an ihre Seite und während ihre Hände ineinander ruhten, sprachen sie leise flüsternd von der glücklichen Zukunft, deren Morgenröte ihnen aufgegangen war.

Sie merkten es nicht, wie die Zeit dahinflog, und als endlich Don Josef mit schwankenden Schritten und mit traumbefangenen Blicken zu ihnen zurückkehrte, da drückte Benita innig warm Don Ramiros Hand.

„Auf Wiedersehen!" sagte sie auch diesmal, aber dies Wort klang anders, so ganz anders als damals in der Jasminlaube von El Pardo.

Don Josef warf sich in die Arme seines Freundes, als beide allein waren.

„Ist es möglich, Ramiro," rief er, „ist es möglich, daß es so viel Glück auf Erden geben kann?"

Don Ramiro sah ihn voll tiefer Teilnahme an.

„Das Leben hat uns schnell die Rollen wechseln lassen, mein armer Freund," sagte er, „immer bin ich Dir gefolgt, doch jetzt wäre es Dir wahrlich besser gewesen, wenn mein Rat Dich hätte leiten können. Dein Herz treibt des Frühlings schimmernde Blüten. Gott behüte Dich, daß kein Gift aus ihrem Kelch Dir entgegenduftet!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen erschien die Gräfin Marentes zur gewohnten Stunde im Kabinet der Königin, um den Dienst bei Ihrer Majestät anzutreten.

Die Gräfin trug das kleidsame Hofkostüm von schwarzer Seide und das achtspitzige weiße Kreuz des Maria Louisenordens an violettem, weißgestreiftem Bande.

Die Königin ruhte auf einem purpurnen Divan; sie hatte noch nicht Toilette gemacht, ihr Haar hing in natürlichen Locken auf ihren Nacken herab; das feine Gewebe eines weißen Morgenkleides hüllte sie in weite Falten ein; ihren einzigen Schmuck bildeten Armspangen von Rubinen, und ihre Augen ruhten wie träumend auf den leuchtenden Steinen, als ob sie in deren flammendem Pupurglanz glückliche Erinnerungsbilder suchten.

Ihre lächelnden Lippen bewegten sich leicht, als

ob sie leise Worte flüsterten, und die duftende Traumwolke, welche noch auf ihre Stirn gesenkt schien, umgab sie mit einem eigentümlichen Reiz, so daß jeder, der sie in diesem Augenblick gesehen hätte, sie gewiß schöner gefunden haben würde, als in allem Glanz der königlichen Pracht.

Auch Benita erschien heute schöner als sonst; während gewöhnlich auf ihren Zügen eine gewisse Gleichgiltigkeit lag, die den Reiz eines geistig bewegten Lebens vermissen ließ, strahlten heute ihre Augen in hellerem Feuer, ihre Lippen lächelten wie in der Verklärung glücklicher Freude, und eine stolze Sicherheit vermischte sich in ihrer Miene und in ihrer Haltung mit dem Ausdruck eines fast kindlich reinen Friedens.

Als sie zu dem Divan herantrat und, das Knie gebeugt, die Hand ihrer Gebieterin küßte, war sie die Schönere, nicht nur durch ihre Jugendfrische, sondern mehr noch durch die edle Weiblichkeit, welche ihr ganzes Wesen auszustrahlen schien.

„Guten Morgen, meine gute Benita,“ sagte die Königin mit träumendem Blick. „Ich hoffe,“ fügte sie lächelnd hinzu, „Du zürnst mir nicht, daß ich Dich gestern um einen Teil Deines Schlafes gebracht habe. Es ist ja ein Glück, ein großes Glück für mich, daß

ich Dich habe, Dich, die ich mir zur Freundin erzogen, auf deren Treue und Ergebenheit ich bauen kann wie auf mich selbst. Was sollte sonst wohl eine arme Königin machen, der die Welt so wenig Freude bietet, wenn sie nicht den Schlüssel zu dem verborgenen Blütengarten ihres Lebens der Hand einer Freundin anvertrauen dürfte, wie Du es mir bist, Benita? Und auch Dir gönne ich die holden Frühlingsblüten des Lebens; freue Dich ihrer Farben und ihres Duftes, die so schnell vergehen. Schnell genug wird auch für Dich das Alter kommen, dem Gold, Ehre und Macht niemals den so schnell verwelkenden Frühling ersetzen können. Es war doch ein reizendes Abenteuer, das uns damals aufstieß in der Waldesgrotte von El Pardo, und das wir fortgesetzt haben unter der Maske zaubermächtiger Feen. Es ist so schön, erheben und beglücken zu können wie die Göttinnen des Altertums! — Bist Du zufrieden?“ fragte sie, forschend in die Augen Benitas blickend. „Liebt Dich Dein Ramiro, wie Du es wert bist? Sie sind in der That reizend, unsere beiden wilden Schützlinge, die wir uns in dem Walde erjagten; schön wie die Schäfer in den griechischen Hainen und stolz und kühn wie die fahrenden Ritter des Mittelalters!“

„Ja,“ sagte Benita, welche die letzten Worte überhört hatte, „ja, Majestät, er liebt mich, er liebt mich mehr, als ich es glaubte, mehr wohl, als ich es verdiente,“ fügte sie hinzu, indem sie errötend das Haupt senkte.

„So sei glücklich, mein Kind, freue Dich des flüchtigen Traums, so lange Dir die Jugend blüht.“

„Nein, Majestät,“ erwiderte Benita, indem sie der Königin fest ins Auge sah; „nicht in flüchtigem Traum will ich mein Glück suchen, nicht so würde er es mir bieten; ich will den flüchtigen Traum gestalten zu dauerndem, reinem Glück für das ganze Leben.“

„Die Jugend glaubt,“ erwiderte die Königin mit mitleidigem Achselzucken, „an die Ewigkeit ihrer Gefühle; je mehr wir uns dem Alter nähern, um so mehr begreifen wir die Flüchtigkeit der Zeit und des Glücks.“

„Der Bund liebender Herzen, Majestät,“ sagte Benita, „schmückt auch das Alter mit unvergänglichen Blüten.“

„Was sagst Du?“ fragte die Königin, indem sie sie groß ansah. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Und doch ist es so einfach,“ erwiderte Benita. „Ramiro liebt mich, wie ich es wert bin — wie ich

es wert sein will; er bietet mir seine Hand, und ich will sie dankbar annehmen, weil ich ihn lieben gelernt habe, wie er es verdient, weil ich in seiner Liebe eine feste Stütze zu finden gewiß bin in dieser unsichern, schwankenden Welt.“

Die Königin sprang auf und erfaßte Benitas Hände.

„Du bist wahnsinnig!“ rief sie. „Daran kannst Du denken! Dazu hat er Dich bethört in seiner tollkühnen Vermessenheit!“

„Nein, Majestät, er hat mich nicht bethört! Er hat mich befreit von einem flüchtigen Wahn, der seiner und meiner nicht wert gewesen wäre.“

„In der That,“ rief die Königin mit höhnischem Lachen, „dieser stille Don Ramiro weiß, wie es scheint, für sich zu sorgen; Du, die reichste Erbin in Spanien, meine erste Dame, die ich selbst erzogen habe, da Du als eine Waise nach dem Tode Deiner Eltern zurückbliebst, und er, der unbekannte Abenteurer, den wir im Walde fanden! Weißt Du, thörichtes Kind, daß Du mein Mündel bist und daß ich doppelt das Recht und doppelt die Pflicht habe, der Gräfin de Marentes eine so wahnsinnige Erniedrigung zu verbieten.“

„Wenn meine erhabene Herrin ein solches Ver-

bot aussprechen will, was ich von ihrer Güte nicht erwarte," erwiderte Benita, indem sie die Arme über der Brust kreuzte, „so werde ich mich demselben beugen müssen. Er wird mich dann nicht wieder sehen oder wenigstens kein Wort der Liebe mehr mit mir sprechen. Wenn er es aber verlangen würde, das schwöre ich Eurer Majestät, so würde ich Rang und Reichtum von mir werfen, um ihm in Armut und Not zu folgen; eine Erniedrigung aber," fügte sie mit blitzenden Augen hinzu, „ist meine Liebe nicht, wenn ich sie heiligen will durch den festen Bund für das Leben. Eine Erniedrigung wäre es, wenn die Gräfin de Marentes ein flüchtiges und frevelhaftes Spiel mit dem treuen Herzen eines edlen Mannes treiben wollte."

Die Augen der Königin sprühten Blitze.

„Ha," rief sie, „das wagst Du mir zu sagen, Du, der ich mein Herz erschlossen, der ich mein Vertrauen geschenkt, Du, die Du alles weißt? Wagst Du zu sagen, wagst Du nur zu denken, daß es eine Erniedrigung wäre, wenn ich —"

Benita sank auf die Kniee nieder und ergriff die Hände der Königin.

„Nicht weiter, nicht weiter, meine teure, erhabene Herrin! Nicht mit mir dürfen sich Eure Majestät

vergleichen; die Fürstinnen stehen über dem Gesetz der niederen Welt, ihnen gab das Schicksal die Macht und die Herrlichkeit der Götter auf den unnahbaren Höhen des Lebens, aber es versagte ihnen die Freiheit des Herzens, es legte ihnen den schwersten Zwang auf, die bitterste Entsagung, die das weibliche Herz tragen kann. Wer darf die Fürstin richten, wenn sie von ihrer Höhe herabsteigt, um in süßem Traum Vergessenheit zu suchen und einen Atemzug verborgenen Glücks für ihr zur Einsamkeit verurteiltes Herz? Auch die Fürstin hat ihr Menschenrecht behalten, zu lieben und geliebt zu werden! Aber ich, Majestät, ich stehe nicht auf der Höhe wie meine Königin; ich bin vom Schicksal nicht zur Einsamkeit verurteilt, mir darf die Liebe des Lebens höchster Beruf sein, und was bei der Fürstin gerechtfertigt ist vor Gott und vor ihrem eigenen Herzen, das würde bei mir ein unverzeihliches, frevelhaftes Spiel des Uebermutes sein. Ich wäre dann nicht mehr würdig der Freundschaft meiner Königin, nicht mehr würdig der Liebe eines edlen Mannes, nicht mehr wert der eigenen Achtung. Vielleicht," fuhr sie zitternd und errötend fort, „wäre ich dennoch hineingetaumelt in solches Spiel, wenn er mich nicht erweckt hätte zur Einsicht, zur Erkenntnis meiner

Pflicht und meiner eigenen Schuld. Darum flehe ich Eure Majestät an, zürnen Sie mir nicht, daß ich meine Liebe versöhnen und vereinigen will mit meiner Pflicht gegen Gott und meine Ehre."

Der Blick der Königin war immer milder geworden.

Sie strich mit der Hand über Benitas Stirn und sagte:

„Du unterscheidest fein, Benita; der gewandteste Hofmann könnte nicht bessere Worte finden, um die Ehrfurcht vor seiner Königin mit der stolzen Sorge um die eigene Würde zu verbinden. Doch ich will Dir keine höfische Schmeichelei vorwerfen; Du sagst, was Du fühlst, und was Du fühlst, ist doch wohl die Wahrheit. Aber wird die Welt fühlen, denken und urteilen wie Du, die Welt, welche nicht ahnen und nicht begreifen kann, was unter der schimmernden Krone der Königin das Herz des Weibes entbehrt und leidet?"

„Was kümmert Eure Majestät die Welt?" rief Benita, „die Welt tief unten zu Ihren Füßen, wenn Sie Gottes gnädiges Urteil haben und die Liebe und Verehrung derer, denen Sie Ihre Freundschaft schenken!"

„Und werde ich diese Verehrung, werde ich diese

Liebe haben?“ fragte Maria Louise traurig. „Ihr Glücklichen,“ fuhr sie fort, „dürft den Bund der Herzen heiligen und euch zu ihm bekennen vor Gott und den Menschen, ihr habt ein Recht auf Liebe und Treue. Ich dagegen bin und bleibe eine Bettlerin, welche zwar den Gehorsam befehlen, aber die Liebe nur wie ein Almosen erflehen kann. Freilich,“ rief sie mit blitzenden Augen, „habe ich die Macht, zu strafen, die Macht, mich zu rächen für Verrat und Untreue, und, bei Gott, ich würde diese Macht zur Vernichtung gebrauchen, wenn man es jemals wagte, meine Liebe mit Verrat und Untreue zu lohnen!“

Benita schüttelte lächelnd den Kopf.

„Verrat und Untreue,“ sagte sie, „für eine Gabe, die den Beschenkten zu Gott erhebt? Das ist unmöglich, tausendmal unmöglich!“

Die Königin faßte ihre Hand und hob sie zu sich empor.

„Gleichviel,“ sagte sie, einen zärtlichen Kuß auf Benitas Stirn drückend, „gleichviel, Du hast mich besiegt; sei glücklich, wie Du Dein Glück Dir träumst, und mögest Du niemals Enttäuschung finden! Mögest Du mir niemals meine Nachsicht vorwerfen! Vielleicht,“ fuhr sie, leise vor sich hinsprechend, fort, „ist es besser so; das wird die Gunst gegen die

beiden Fremden erklären, das wird die hämische Welt auf eine falsche Spur führen, und in dieser falschen Spur wird dennoch Wahrheit sein.“

„O Dank, tausendmal Dank!“ rief Benita, indem sie unter überströmenden Thränen die Hände der Königin küßte. „Dank, meine erhabene, gnädige Herrin!“

„Komm,“ sagte die Königin, „komm! Was man beschlossen hat, muß man schnell ausführen, ehe die Zweifel von neuem ihr Haupt erheben.“

Sie nahm Benitas Arm und schritt, auf sie gestützt, schnell durch die Galerie nach den Gemächern des Königs.

Der dienstthuende Page öffnete die Flügel der Thüre.

Maria Louise trat in das Kabinet ihres Gemahls, das heute noch viel düsterer erschien als bei dem Kerzenlicht am Abend, denn die halbgeschlossenen Fenstervorhänge ließen das Tageslicht nur gedämpft in den mit lauter tiefdunklen Farben dekorirten Raum dringen.

Karl IV. saß in seinem Lehnstuhl und hielt ein mit Gold und Perlmutter ausgelegtes Jagdgewehr in der Hand.

Neben ihm stand sein Büchsenspanner Gonzales

Puerto, eine kräftige, athletische Gestalt, dem aufmerksam lauschenden König abermals die Konstruktion der neuen Waffe erklärend, welche den König schon am Abend vorher beschäftigt hatte und Seine katholische Majestät augenscheinlich mehr interessirte, als die europäischen Welthändel und der Sturm, der sich an den Grenzen des Reiches jenseits der Pyrenäen immer drohender zusammenzog.

Der König schien ungemein durch den Besuch der Gemahlin, der ihn in seiner so angenehmen und für ihn so wichtigen Beschäftigung störte, überrascht.

Mit einem leisen Seufzer erhob er sich und trat, das Gewehr in der Hand haltend, der Königin entgegen, während der Büchsenspanner, weiter seitwärts zurücktretend, das Knie beugte.

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur," sagte der König eifrig, nachdem er auch Benita durch eine freundliche Neigung des Kopfes begrüßt hatte, „welch eine vortreffliche neue Erfindung! Dies Gewehr hier läßt sich viel schneller laden und gibt viel sicherer Feuer, als es bei der alten Konstruktion der Fall war. Ich habe schon meinem guten Gonzales gesagt, daß ich heute oder morgen, wenn die Regierungsgeschäfte mir Zeit lassen, nach El Pardo gehen will, um die neue Waffe zu versuchen."

Die Königin blickte flüchtig auf das Schloß des Gewehrs, dessen Konstruktion Karl IV. ihr eifrig erklärte; dann winkte sie dem Büchsenspanner, der augenblicklich aus dem Zimmer verschwand, und sagte lächelnd:

„Auch ich bin gekommen, um Eurer Majestät von einer Schußwaffe zu sprechen, welche zwar viel einfacher ist als dieses kunstvolle Gewehr hier, aber dennoch wohl noch sicherer und noch gefährlicher trifft.“

Der König sah sie fast ängstlich an; er schien nicht recht zu begreifen und mochte fürchten, daß dieser Einleitung eines jener politischen Gespräche folgen sollte, welche er so sehr haßte.

„Ich meine nämlich,“ sagte die Königin, „den zarten Bogen des kleinen Liebesgottes, welcher mit seinen niemals fehlenden Pfeilen unerbittlich die Herzen trifft.“

„Ah,“ sagte der König, indem er lächelnd aufatmete, „eine kleine Liebesaffaire! Was gibt es denn? Ist es eine pikante Anekdote? Es gibt deren leider zu pikante an unserem Hof.“

„Nein, mein Gemahl,“ erwiderte die Königin, „diesmal handelt es sich um eine ganz einfache Sache, bei welcher der vortreffliche, aber, wie man

sagt, etwas prosaische Gott Hymen seinem kleinen, tückischen Vetter den Bogen aus der Hand nehmen will, nachdem er mit seinen scharfen Pfeilen das Herz unserer lieben Benita getroffen hat."

„So, so," sagte der König, indem er lächelnd die hochglühende Benita ansah, „unsere kleine Mündel? In der That, sie ist herangewachsen, und wir hätten daran denken müssen, ihr einen Gemahl zu finden. Nun, sie hat uns diese Mühe abgenommen, und wer ist der Glückliche?"

„Sie kennen ihn, mein Gemahl, es ist Don Ramiro de Torrijo, den Eure Majestät zum Korporal bei den Füsilieren von Biscaya ernannt haben."

„Jener junge Mann," rief der König in höchstem Erstaunen, „dem ich im Park von El Pardo begegnet bin?"

„Er ist von gutem Adel," erwiderte die Königin, „er wird seine Probe ablegen können, wie er sagt."

„Und wenn er es nicht könnte," rief Benita, „ich liebe ihn, Majestät!"

„Nun, nun," sagte der König, „ich finde das natürlich. Es ist ein schöner junger Mann, die Wahl macht dem Geschmack unserer Benita Ehre; und was die Probe betrifft, so stehe ich dafür ein,

er hat eine abgelegt, welche besser ist als alle anderen, und zwar vor meinen Augen damals im Park von El Pardo. Lassen Sie ihn rufen, Madame, lassen Sie ihn rufen, ich bin einverstanden und werde ihm selbst sein Glück mitteilen. Freilich, Don Ramiro de Torrijo, das ist kein rechter Name für die erste Dame der Königin, aber unsere schöne Mündel ist ja die letzte ihres Stammes und Namens, es steht nichts im Wege, ihrem Gemahl mit den Erbgütern der Gräfin de Marentes auch deren Namen zu geben."

Jubelnd küßte Benita die Hand des Königs, die er schnell wieder zurückzog, indem er halb ritterlich galant, halb väterlich die Stirn der schönen Gräfin mit seinen Lippen berührte.

„Er soll kommen, er soll sogleich kommen! Lassen Sie mich benachrichtigen, wenn er bei Ihnen ist!" sagte er dann in einem Tone, der deutlich zeigte, daß er nunmehr die Beendigung des Gesprächs wünsche, um sich wieder mit seinem Gewehr beschäftigen zu können.

Die Königin führte Benita zurück in ihre Gemächer, und bald darauf erschien Don Ramiro vor Ihrer Majestät.

Der König wurde benachrichtigt; er kam sogleich

herüber zu seiner Gemahlin, ließ die Herren und Damen des kleinen Dienstes eintreten und verkündete, ganz fröhlich darüber, daß es ihm einmal vergönnt wurde, ganz nach der Neigung seines Herzens und ohne daß die Politik in Frage kam, seine Dankbarkeit zu bezeigen und zwei Menschen glücklich machen zu können, daß er, der Wahl der Gräfin Benita entsprechend, ihre Hand seinem getreuen Don Ramiro de Torrijo gewährt habe und daß er dem glücklichen Erwählten erlauben werde, als Gemahl der letzten Tochter aus dem Hause der Grafen de Marentes Namen, Titel und Wappen dieses alten, vornehmen Grandengeschlechtes anzunehmen.

Der König zog sich, nachdem er noch einen Augenblick mit herzlicher Freude die Danksagungen der beiden glücklichen jungen Leute angehört hatte, bald wieder zurück, und die Königin gewährte Ramiro und Benita einen Augenblick des Alleinseins, damit sie sich mit der ersten Aufwallung ihres Glücks abfinden konnten.

„Bin ich nun Deiner Liebe wert?“ fragte Benita, indem sie, in Ramiros Armen ruhend, mit seligem Lächeln zu ihm emporsah.

„Du bist die Perle der Frauen,“ rief Ramiro, sie an sein hochklopfendes Herz drückend. „Gott sei gepriesen, der es mir gelingen ließ, Dich zu bewahren

vor dem Fall in den Schlamm, in den schon manche edle Perle so tief versunken ist, daß ihr von ihrem lichten Glanz nichts mehr übrig blieb! Meine Perle werde ich einfassen für das Leben in das echte und reine Gold meiner Liebe und Treue."

Die Königin ließ ihnen nicht lange Zeit, sich zu sagen, was ihre Herzen erfüllte; auch hätten beide dafür doch kaum die rechten Worte jetzt gefunden; sie sahen sich in die Augen und verstanden sich so besser, als wenn alle Beredsamkeit der Welt ihnen zu Gebote gestanden hätte.

„Geht, Don Ramiro, geht," sagte Maria Louise, „laßt meiner Benita die Ruhe, um sich zu sammeln. Wenn ich am Abend meinen Hof empfange, so seid Ihr eingeladen und werdet Zeit genug finden, ihr alles zu sagen, was Ihr auf dem Herzen habt, bis sie Euch bald ganz gehören wird. Ich werde," fügte sie, ihm die Hand zum Kuß reichend, hinzu, „künftig dafür sorgen, daß der Graf de Marentes einen Platz an meinem Hof findet, damit seine Gemahlin mir nicht ganz entzogen werde. Grüßt Euern Freund Don Josef," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „Ihr habt ihn überholt; die Zaubermächte des Feenschlosses von El Pardo haben Euch ein glänzenderes Geschenk gegeben als ihm."

„Er wird mich nicht beneiden,“ erwiderte Don Ramiro ernst; „denn ich schwöre es Eurer Majestät, er schätzt die verborgene Blüte der Erinnerung, welche er pflegen darf in der Tiefe seines Herzens, tausendmal höher als alles, was mir das Glück gewähren kann, tausendmal höher selbst als meine Benita.“

„Er hat recht,“ sagte Benita leise, indem sie sich auf die Hand der Königin herabbeugte.

„Er soll es nicht bereuen,“ flüsterte Maria Louise; „wenn er sich bewährt, soll auch die verborgene Blüte ihm reiche Frucht des Glückes tragen.“

Don Ramiro beugte das Knie und ging, die Geliebte mit dem Blick grüßend, hinaus, während Benita, von ihren Gefühlen überwältigt, sich, die Etikette vergessend, in die Arme der Königin warf.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als Don Ramiro nach dem Gasthof des Meister Geronimo zurückkehrte, fand er Don Josef in ungeduldiger Erwartung seines Kommens.

„Was hat man von Dir gewollt?“ rief sein Genosse ihm entgegen, „sollten wir von Spähern umgeben sein? Sollte man ahnen —“

„Sei ruhig, mein Freund,“ unterbrach ihn Ramiro, von dessen ernstem, bewegtem Gesicht noch das ganze Glück der letzten Stunde strahlte, „es gibt Höhen, bis zu denen kein Spion seinen Weg findet, zu denen nur die Vermutung und der neidische Verdacht dringt; aber auch solchem Verdacht ist durch die wunderbare Macht der Feen oder der Vorsehung, welche so sichtbar über uns schwebt, der Weg versperrt. Ich, mein Freund, habe ein Glück gefunden, das lieblich und rein und fest und dauerhaft ist, und das,“ fügte er, mitleidig in Don Josefs glühende

Augen blickend, hinzu, „zugleich Dein Geheimnis wohlthätig verhüllt, das den Neid und die Mißgunst auf mich ablenken wird, auf mich, der ich auf so festem Boden stehe, daß ich sie ertragen kann.“

„Ein Glück,“ fragte Don Josef, „und Du, guter Ramiro, sagst das so ruhig, so gelassen? O, fast möchte ich zweifeln, ob Du das wahre Glück, das mit Feuerglut durch die Adern flammt, wirklich empfinden oder begreifen kannst.“

„Vielleicht hast Du recht; ich begreife kein Glück, das zerstört und Abgründe öffnet. Das Glück, das ich verstehe, muß schaffen und bauen auf festem Grunde, und dieses Glück habe ich gewonnen, errungen, wenn Du willst, oder gar erzwungen! Benita —“

„Sie liebt Dich!“ fiel Don Josef in fast mitleidigem Tone ein. „Kennt sie die Liebe? Ist das laue Gefühl, das auch ich einst Liebe nannte, dieses Namens wert?“

„Benita, mein Freund, kennt die Liebe,“ erwiderte Don Ramiro, „denn durch die Liebe hat sie die Achtung vor mir und vor sich selbst gewonnen, durch die Liebe hat sie Gehorsam und demütige Hingebung gelernt, durch die Liebe ist sie gerettet worden. Soeben hat der König mir Benitas Hand ge-

währt und mir als ihrem Gemahl den Namen und den Rang der Grafen de Marentes zugesagt."

„Ah," rief Don Josef, „das ist in der That ein großes Glück für Dich, um das Dich alle Welt beneiden wird, und das Dir doch der Neid und die Bosheit nicht rauben und verkümmern können."

Er drückte innig des Freundes Hand; aus seinem Blick strahlte freudige Teilnahme, seine Miene zeigte deutlich, daß er Don Ramiro nicht beneidete und daß in seinen Augen dessen Glück kaum einen Wert haben mochte.

„Auch Du magst dem Schicksal danken für diese Fügung," sagte Don Ramiro mit ernstem Nachdruck. „Wenn ich der Gemahl der Gräfin Benita werde, der Vertrauten der Königin, des Schützlings und Mündels Ihrer Majestäten, so wird man es wohl natürlich finden, daß auch auf meinen Freund Don Josef de Mallo ein Strahl der allerhöchsten Gunst und Gnade fällt, und man wird für solche Gunst keine anderen Gründe suchen."

Don Josef sah ihn einen Augenblick starr an, dann umarmte er ihn stürmisch und rief:

„Du hast recht, Du hast recht, mein Freund! O, bei Gott, die Feen, deren Macht uns beschützt, thun nichts halb; sie gewähren ihre Gaben einem jeden

nach seiner Art und seinem Wesen. O Donna Maria, Donna Maria, meine herrliche Göttin, ich erkenne Deine lenkende und schützende Hand!"

Don Ramiro schüttelte traurig den Kopf; er sah den Freund mit bewegten Blicken an und sagte:

„Du bist unrettbar dem Zauber verfallen, der Dich über schwindelnde Abgründe dahinführt, in denen Tod und Verderben drohen. Zur Umkehr ist es zu spät; zu spät, das Netz zu lösen, das Dich umstrickt hat, und Vorsicht ist Dir nicht gegeben. Deine Leidenschaft reißt Dich fort wie ein wildes, ungezügeltes Roß; mir bleibt nur übrig, zu wachen, vom Sturz Dich abzulenken und Gott zu bitten, daß er Dir die Kraft des Entsagens und Vergessens gebe, wenn das Ende kommen wird."

„Das Ende, das Ende!" wiederholte Don Josef mit dumpfer, zitternder Stimme, indem er die Hände ausgestreckt vor sich hinstarrte, als ob der Abgrund bereits seine gähnende Tiefe vor seinen Füßen aufthue.

Die beiden Freunde hatten im Eifer des Gesprächs ein leises Klopfen überhört. Dasselbe wiederholte sich stärker. Don Ramiro öffnete und Meister Geronimo führte einen schwarz gekleideten, sorgfältig frisirten Mann von etwa dreißig Jahren in das Zimmer.

„Hier,“ sagte er, „ist der Diener, den der Herr Graf de Mallo angenommen hat.“

Don Josef blickte erstaunt auf.

„Ein Diener?“ fragte er; „welch ein Diener? Ich weiß nicht —“

Don Ramiro drückte den Arm seines Freundes so stark, daß dieser fast schmerzhaft zusammenzuckte.

„Schweig, um Gottes willen, schweig!“ flüsterte er ihm leise zu. „Du hast vergessen, mein Freund,“ sagte er dann laut, „daß —“

„In der That,“ fiel der Fremde, dessen glattes, blasses Gesicht in seinen ausdruckslosen Zügen an den Haushofmeister Pedro erinnerte, mit leiser Stimme ein, indem er, sich ehrerbietig verneigend, vortrat, „in der That, der Herr Graf haben vergessen, daß Sie einem Vermittler den Auftrag erteilten, einen Kammerdiener zu suchen. Ich habe mich gemeldet und gebe mich der Hoffnung hin, daß der Herr Graf mich in seine Dienste nehmen werde. Ich darf mich auf dies Zeugnis berufen.“

Er reichte Don Josef einen zusammengefalteten Bogen.

Als dieser das Papier entfaltete, sah er nichts weiter als die wenigen Worte:

„Empfohlen durch Pedro.“

„Das Zeugnis ist gut," rief Don Ramiro schnell, während Don Josef das Blatt verwirrt in seiner zitternden Hand hielt, „vollkommen gut! Du nimmst diesen so vortrefflich empfohlenen Mann natürlich in Deine Dienste."

„Euer Name?" fragte er den Fremden.

„Ich heiße Domingo Alquipa," erwiderte dieser, „und bin glücklich, mich nunmehr den Kammerdiener des hochedlen Herrn Grafen Josef de Mallo nennen zu dürfen. Da ich die Hoffnung hatte, daß mir die Ehre der Annahme meiner Dienste zu teil werden würde, so habe ich auf dem Wege hieher bereits in der Wohnung vorgesprochen, welche der Herr Graf zu mieten und einzurichten Auftrag gegeben. Ich habe mich überzeugt, daß die Ausstattung in untadelhafter Weise vollendet ist und daß der Herr Graf seine Gemächer sogleich beziehen kann."

„Eine Wohnung?" fragte Don Josef.

„So schweig doch, schweig!" flüsterte Don Ramiro, indem er abermals heftig den Arm seines Freundes drückte. „Das ist vortrefflich!" rief er dann. „Die Handwerker haben in der That ihre Schuldigkeit gethan; laß uns sogleich hingehen; ich bin höchst neugierig, Deine neue Wohnung zu sehen."

„So wollen der Herr Graf mein Haus ver-

lassen?" fragte Geronimo, welcher neugierig an der Thür stehen geblieben war. „Das ist schmerzlich für mich; ich hoffte, daß Sie zufrieden wären und noch länger mein Gast bleiben würden."

„Ihr begreift, mein guter Geronimo," sagte Ramiro, „daß der Graf de Mallo nicht länger in Eurem Gasthof bleiben kann; aber seid ruhig, Euer vortrefflicher Keller wird nicht von ihm vergessen werden und ich wenigstens bleibe noch einige Zeit Euer Gast bis zu meiner Vermählung mit der Gräfin de Marentes."

„Mit der Gräfin de Marentes?" rief Geronimo. „Darf ich dem edlen Herrn unterthänigst Glück wünschen?" fügte er hinzu, indem er tief gebückt herantrat, wobei seine Miene deutlich zeigte, daß Don Ramiro durch diese überraschende Kunde in seinen Augen weit über Don Josef emporstieg.

„Komm, mein Freund, komm," sagte Don Ramiro, „laß uns Deine neue Wohnung ansehen, Dein Kammerdiener Domingo wird uns dahin führen. Ich kenne die Straßen von Madrid noch nicht genau genug, um den Weg zu finden."

Domingo verbeugte sich und schritt voran.

Don Ramiro nahm Don Josefs Arm und führte ihn mit sich fort.

Meister Geronimo stand tiefgebückt neben der Thüre.

Als die beiden Freunde die Treppe hinabstiegen, richtete er sich langsam wieder auf und sah ihnen kopfschüttelnd nach.

„Wahrlich, wahrlich,“ sagte er, „ich glaubte mich wohl darauf zu verstehen, die Menschen zu schätzen, wie es die Pflicht eines guten Gastwirts ist; aber, bei Gott, hinter diesen da hätte ich das alles nicht gesucht, und hätte ich gewußt, daß der Füsilier von Biscaya der künftige Gemahl der Gräfin de Marentes, der reichsten Erbin des Hofes wäre, ich hätte die Preise wohl anders gestellt; doch er bleibt ja noch einige Zeit hier, da läßt sich immer noch das Geschäft ein wenig verbessern.“

Er stieg, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb, die Treppe hinab, um den Gästen in seinem Schenkzimmer die unerhörte Neuigkeit zu verkünden, daß der schöne junge Füsilier von Biscaya der künftige Gemahl der Gräfin de Marentes sei und daß dann durch seinen Einfluß auch wohl das Glück des Grafen Josef de Mallo werde fest begründet werden, der ein bescheidener, aber etwas befangener Kavalier sei und vollständig unter der Leitung seines Freundes stehe, welchem er sogar in der Wahl seiner Diener und seiner Wohnungseinrichtung gehorsam folge.

Don Josef schritt mit Don Ramiro seinem neuen Kammerdiener nach, welcher in einiger Entfernung vor den jungen Leuten herging, so daß er sich außerhalb ihrer Gehörweite befand.

„Was bedeutet dies alles?" fragte Don Josef. „Ich habe niemand einen Auftrag gegeben; ich kenne diesen Menschen nicht, und Du willst, daß ich alle Anordnungen, von denen er mir spricht, stillschweigend gutheißen soll."

„Du begreifst nicht?" sagte Don Ramiro. „Ist es denn nicht klar, daß dies alles ein Werk des Zauberstabes ist, den Donna Maria in ihrer Feenhand schwingt?"

Don Josef sah ihn groß an, helle Glut flammte in seinem Gesicht auf.

„Bei Gott," rief er, „es muß so sein! Empfohlen durch Pedro — das kann niemand anderes sein als unser Freund von El Pardo, der uns zuerst die Pforte des Feenschlosses öffnete und den wir auch hier wiedergefunden! Du hast recht, in der That, Du hast recht!"

Er verdoppelte seine Schritte, um dem Diener zu folgen. Ramiro hielt ihn zurück.

„Was sollen die Vorübergehenden zu dieser stürmischen Eile sagen? Wahrlich, Du wirst mich noch

lange nötig haben, damit ich Deine Schritte lenke, für Dich denke und Dich bewache!“

Domingo Alquipa hatte die Straße von Alcala erreicht; hier blieb er vor einem großen Hause stehen und erwartete in dem Eingangsthor desselben seinen Herrn, den er mit ehrerbietiger Verneigung zuerst eintreten ließ.

„Belieben der Herr Graf, wenn es gefällig ist,“ sagte er, „hier links die Stufen zum Erdgeschoß hinaufzusteigen; es wird alles bereit sein, und ich habe auch die übrigen Diener, welche der gnädige Herr bereits vorher angenommen hatte, genau über ihren Dienst unterrichtet.“

Ein Druck von Don Ramiros Hand machte, daß Don Josef den Ausdruck seiner Bewunderung zurückhielt und die Marmorstufen hinaufstieg.

Bereits hatte Domingo Alquipa die Glocke an der Thür einer breiten Glaswand gezogen; dieselbe wurde augenblicklich geöffnet und zwei Lakaien in geschmackvoller Livree von dunkelblauem Sammet mit feiner Silberstickerei traten ohne ein Zeichen von Verwunderung und in so natürlicher Haltung, als ob sie seit Jahren diesen Dienst versehen hätten, zur Seite, um den Eingang für die Herren freizugeben.

Man befand sich auf einem weiten Flur; schwere Eichenbänke standen an den Wänden, silberne Ampeln hingen von der mit reicher Stuccatur verzierten Decke herab, und Konsolen an den Wänden trugen kostbare Vasen mit Blumen und grünen Ranken.

Die Diener eilten voraus und öffneten eine schön geschnitzte Eichenthür.

Mit einem Ausruf des Erstaunens traten die beiden Freunde in einen mit ebensoviel Pracht als Geschmack ausgestatteten Salon, an den sich noch ein weiteres Empfangszimmer und ein Speisesaal, welcher etwa für zwanzig Personen Platz bot, anschlossen. Ueberall bedeckten schwere persische Teppiche den Boden, schöne Gemälde, welche heitere Begebnisse darstellten, schmückten die Wände; daneben sah man kostbare Waffen aller Art, und nichts fehlte, was die Laune eines feinen Geschmacks nur ersinnen und fürstlicher Reichtum zu schaffen vermochte.

An das Speisezimmer schloß sich ein reizend ausgestattetes Arbeitskabinet, in welchem die kunstvolle Glasmalerei der Fenster das einfallende Licht dämpfte und das ein Philosoph oder Dichter sich nicht traulicher und stiller hätte wünschen können.

Von hier aus schritt man durch ein mit dem höchsten Luxus ausgestattetes Toilettenkabinet, an

welches sich seitwärts eine Garderobe anschloß, in das geräumige Schlafzimmer, das mit seinen mattgrauen Seidentapeten und seinen dunkelgrünen Vorhängen ein Tempel des Morpheus zu sein schien, — ein Tempel, in welchem der freundliche Gott des Schlummers auch dem unruhigsten und bewegtesten Sinn freundliche Erquickung bringen mußte.

„Ich hoffe, der Herr Graf sind zufrieden," sagte Domingo; „die Handwerker haben alles nach seinem Befehl ausgeführt."

Don Josef blickte mit strahlenden Augen umher; kaum vermochte er den Gedanken zu fassen, daß all diese glänzende Pracht und anmutige Behaglichkeit für ihn bestimmt sein könne, daß er der Herr dieser fürstlichen Wohnung sein solle. Er unterdrückte seine Bewegung und antwortete in einem Ton, dem er einen gleichgiltigen Klang zu geben versuchte:

„In der That, ich bin zufrieden; es ist nichts auszusetzen an dieser Einrichtung und nichts mehr hinzuzufügen."

„Ich hoffte es," sagte Domingo, sich tief verbeugend, „und habe den gnädigen Herrn nur noch auf diesen Wandschrank aufmerksam zu machen, welcher nach seiner Angabe geschnitten ist und zu welchem der Tischler mir den Schlüssel über-

geben hat, damit ich ihn dem Herrn Grafen einhändige.“

Er deutete auf einen in der Wand des Schlafzimmers befindlichen Schrank mit reich geschnitzter Thür von Ebenholz, indem er zugleich Don Josef einen Schlüssel überreichte; dann zog er sich wie zufällig zurück, um den im Speisesaal zurückbleibenden Lakaien einige Befehle zu geben.

„Laß uns das Schloß aufzumachen versuchen,“ sagte Don Ramiro; „es empfiehlt sich gewiß, daß wir uns sofort mit diesem geheimnisvollen Schrank bekannt machen, der mir eine vortreffliche Einrichtung zu sein scheint.“

Don Josef folgte wie mechanisch der Aufforderung seines Freundes, indem er immer noch voll Staunen die Einrichtung dieses wunderbaren Schlafzimmers musterte.

Die schwere Thür des Schrankes öffnete sich und in der mit Sammet ausgeschlagenen Höhlung befand sich eine silberne, in kunstvoller Arbeit ziselirte Kassette, in welcher ein kleiner goldener Schlüssel steckte.

„Sieh da,“ sagte Don Ramiro, indem er die Kassette hervorzog, „hier wird vielleicht das letzte Wort des Zaubers sich finden.“

Er öffnete den Deckel; das Innere der Kassette war ganz mit Goldstücken angefüllt und über denselben lag in einem aufgeschlagenen Etui ein kleines Bild, von funkelnden Rubinen umrahmt.

„Sagte ich es Dir nicht? Ich wußte es ja," bemerkte Don Ramiro, indem er lächelnd seinem Freund das Etui reichte, „daß die Lösung dieses Rätsels sich finden und auch die wunderthätige Fee sich zeigen würde!"

Don Josef stieß einen Jubelruf aus; er sank auf die Kniee, drückte das Etui an seine Lippen und hielt dasselbe dann in seinen Händen hoch empor, indem er mit thränenden Augen zu dem Bilde aufblickte.

Es war das Bild der Königin, in meisterhafter Miniatur auf Elfenbein gemalt und von sprechender Aehnlichkeit.

„Verzeihung," sagte Don Josef, „Verzeihung, meine himmlische Fee, meine erhabene Gebieterin, daß ich fragen konnte, woher dies alles mir gekommen sei! Woher könnte ein solches Geschenk stammen, als aus Deiner königlichen Hand! O, daß es mir vergönnt wäre, für Dich zu sterben!"

„Die Feen," sagte Don Ramiro, „verlangen nicht den Tod, sondern das Leben! Doch fort jetzt

mit dem Geheimnis des Zaubers, das nur für Deine Blicke bestimmt ist."

Im Nebenzimmer ließ sich ein starkes Geräusch hören, es schien, daß Domingo von einem unwiderstehlichen Hustenanfall ergriffen würde.

Ramiro entriß Josefs widerstrebenden Händen das Bild, verschloß es in die Kassette und stellte dieselbe in den Schrank zurück.

Don Josef hatte sich eben von seinen Knieen wieder erhoben, als Domingo in das Schlafzimmer zurückkehrte.

„Die Einrichtung ist vortrefflich," rief ihm Ramiro entgegen, „der Werkmeister verdient eine besondere Anerkennung."

„Der Mann wird glücklich sein über diese Anerkennung des Herrn Grafen," sagte Domingo, während Ramiro den Schrank wieder verschloß und Don Josef den Schlüssel reichte.

„Wäre es dem gnädigen Herrn gefällig, noch einen Blick in die Ställe und Remisen zu werfen?" fragte der Kammerdiener, und auf Ramiros bejahende Antwort führte er die beiden jungen Leute über eine Hintertreppe in einen geräumigen Hof, um ihnen die Ställe zu zeigen, in welchen vier prachtvolle Pferde standen und in denen sich noch ein Platz

für das edle andalusische Roß befand, das im Gasthof zum Wappen von Kastilien zurückgeblieben war.

Die Remise enthielt einige leichte, elegante Wagen, und auch hier fehlte nichts, was nur irgend zu einer reichen und hoch vornehmen Junggesellenausstattung gehörte.

„Der Koch würde glücklich sein, wenn der gnädige Herr seine Kunst auf die Probe stellen wollte; er hat ein kleines Frühstück vorbereitet, welches ich soeben im Speisesaal habe auftragen lassen.“

„Ah,“ sagte Ramiro, „ein Koch ist bereits vorhanden?“

„Und zwar einer der besten von Madrid,“ erwiderte Domingo; „er ist in den ersten Häusern gewesen und hat sogar eine Zeit lang bei Meister Geronimo im Wappen von Kastilien konditionirt.“

Er trat den beiden Herren voran und führte sie nach dem Speisesaal zurück, wo auf einem kleinen Tische mit zwei Couverts ein Frühstück aufgetragen war, das selbst mit der Küche im Schlosse El Pardo den Vergleich aushalten konnte. Alle einzelnen Schüsseln waren auf der Tafel in geschmackvoller Symmetrie angeordnet, so daß jede Bedienung überflüssig wurde.

Domingo füllte, um gewissermaßen symbolisch der

Pflicht seines Dienstes zu genügen, die Kelche mit purpurnem Wein von Malaga, winkte dann den Lakaien, welche sofort verschwanden, und zog sich selbst zurück, indem er sagte:

„Wenn der Herr Graf meiner bedürfen, so bitte ich, nur die Glocke auf dem Tisch dort gnädigst berühren zu wollen, und ich werde sogleich zu Ihren Diensten stehen.“

Don Josef erhob sich und rief:

„Das erste Glas in meiner neuen, schönen Heimat sei der göttlichen Fee Donna Maria geweiht, der jeder Tropfen meines Blutes gehört!“

Auch Don Ramiro erhob sich.

Als die Gläser aneinander klirrten, verbeugte sich Domingo, der eben die Thürschwelle erreicht hatte, noch einmal ehrerbietig, ehe er wie ein Schatten hinter dem Vorhang verschwand.

„Noch weiß ich nicht,“ sagte Don Josef, indem er Ramiros Hand ergriff, „ob ich träume oder wache; kaum ist es möglich, daß dies alles Wirklichkeit sei.“

„Es ist eine sehr reelle und greifbare Wirklichkeit, mein Freund,“ entgegnete Don Ramiro, „ein neuer Beweis für die Macht von Donna Marias Zauberstab. Aber je größer diese Macht ist, um so größer muß auch Deine Vorsicht sein, denn die Hand, welche so

Wunderbares schaffen kann, hat auch die Gewalt, ihre Schöpfung zu vernichten.“

„Vorsicht?“ fragte Don Josef mit einem kindlichen Lächeln. „Was soll mir die Vorsicht? Ist die Blüte vorsichtig, welche sich dem Strahl der Sonne öffnet, der ihr Leben und Duft gibt? Ist mein Herz nicht eine Blüte, weit geöffnet dem Sonnenblick meiner Herrin?“

„Die Sonne,“ erwiderte Don Ramiro, „läßt die Blumen treiben und blühen, aber sie läßt sie auch welken und verdorren. Vergiß niemals, mein Freund,“ fügte er hinzu, indem er sich zu Don Josef herüberbeugte und die Stimme zum Flüsterton dämpfte, „vergiß niemals, daß dieser Domingo und daß die Lakaien, Dein Koch und jeder, der hier zu Deinen Diensten bereit steht, daß sie alle die dienenden Geister der mächtigen Fee sind, auf deren Gebot Dein Haus sich hier aufgebaut hat, und daß jedes Wort und jeder Atemzug und jeder Blick von ihnen beobachtet wird.“

„Du glaubst?“ fragte Don Josef ein wenig erschrocken. „Nein, nein, das ist nicht möglich! Wo so viel Huld und Gnade ist, da ist auch Vertrauen!“

„Ich glaube nichts,“ erwiderte Don Ramiro, „ich warne und kenne die Welt genug, um zu wissen,

daß große Gnade und Huld neben den Blüten des Glückes auch die Giftpflanzen des Neides und der Bosheit erwachsen läßt. Doch jetzt genug davon; noch schlummern die Giftkeime in der Tiefe, dieser Augenblick gehört nur dem Glück und der Freude. Fülle Dein Glas und leere es mit mir auf das Wohl meiner Benita!"

Abermals klangen die Gläser aneinander und mit der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend erfüllte Don Josef die Pflichten des Wirtes bei dem ersten Frühstück in seiner neuen Wohnung, welche er vor einer Stunde noch nicht kannte und in welcher er sich bereits so heimisch fühlte, als ob er seit lange darin zu Hause sei.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die ganze Gesellschaft von Madrid beschäftigte sich eine Zeit lang mit nichts anderem, als dem unglaublichen Glück des aus unbekannter Dunkelheit auftauchenden Don Ramiro de Torrijo, der nach seiner ohnehin schon unerklärlichen Aufnahme in das Gardebataillon der Füsiliere von Biscaya noch gar die Hand der unermeßlich reichen Erbin davontrug, welche zugleich die vertraute Freundin der Königin war und daher die Bewerbung der vornehmsten jungen Herren des Hofes kalt und hochmütig zurückgewiesen hatte. Wohl gab es leise flüsternde Stimmen, welche behaupten wollten, daß Don Ramiro vor den Augen der Königin selbst Gnade gefunden habe und daß die Gräfin Benita eigentlich nur Ihrer Majestät einen Freundschaftsdienst leiste, indem sie dem Begünstigten durch ihre Hand eine Stellung am Hofe gewähre; allein diese böswilligen

Stimmen mußten bald verstummen, denn man sah in den kleinen Abendzirkeln des Hofes, bei welchen Don Ramiro, der Erlaubnis der Königin folgend, regelmäßig erschien, daß der junge Günstling des Glückes seiner Verlobten eifrig den Hof machte und daß in den sonst so kalten Blicken der schönen Benita eine Glut sich entzündet hatte, deren man die stolze Freundin der Königin niemals für fähig gehalten hätte. Man konnte also nicht zweifeln, daß es wirklich die Liebe sei, welche die Herzen des jungen Paares zusammengeführt habe; außerdem brachte Don Ramiro der Gräfin de Marentes seine Huldigungen ganz frei und unbefangen dar. Er kümmerte sich nach der ersten zeremoniellen Begrüßung sogar nicht um Ihre Majestät. Die Königin selbst betrachtete das Treiben der beiden Verliebten mit so freundlichen, wohlwollenden und oft fast mütterlich zärtlichen Blicken, daß die leise verbreitete böswillige Verdächtigung keine Wurzel fassen konnte; denn man hielt es für unmöglich, daß die leidenschaftliche, heftige Königin so viel Gleichgiltigkeit und die bisher so kalte Gräfin so viel Liebe heucheln könne, ohne daß hinter der ihren beiderseitigen Naturen so wenig zusagenden Maske das eine oder anderemal die Wahrheit sichtbar werde.

Von Don Josef de Mallo sprach man beiläufig ebenfalls. Man erklärte sich die ihm zu teil gewordene Begünstigung und den Aufwand, den er machte, ganz natürlich durch den Einfluß seines Freundes Don Ramiro; dem künftigen Gemahl der Gräfin de Marentes mußte es ja leicht gewesen sein, seinem Kameraden ebenfalls eine Stellung am Hofe zu verschaffen, und noch leichter wurde es begreiflicherweise dem künftigen Besitzer so großer Güter, auch für eine materielle Existenz seines Freundes auf reichem und vornehmem Fuße zu sorgen. Für die glänzende Wohnung, die schönen Pferde und stets gefüllte Börse des jungen Garde du Corps suchte man daher keine besonderen Gründe, und da man voraussetzte, daß der künftige Graf de Marentes so großmütig für seinen Kameraden sorgte, so war der große Schwarm der Höflinge um so eifriger bemüht, einem Manne entgegenzukommen und zu schmeicheln, der auch auf der Höhe eines so unerhörten Glückes ein so treues Gedächtnis für seinen Freund zeigte. Man hatte auch über den Ursprung der beiden jungen Leute, welche so plötzlich die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes erregten, nachgeforscht. Don Alfonso de Cornichuelo hatte, wenn auch freilich mit großer Vorsicht und Zurückhaltung, erzählt, daß er und Don Pedro de

la Muga den beiden so hoch begünstigten Fremden in der Schenke von Fontana begegnet und daß mit denselben ein Streit stattgefunden, welcher in äußerst ehrenvoller und ritterlicher Weise ausgemacht worden sei; zugleich hatte man, wenn auch nur in Form eines dunklen Gerüchtes, erfahren, daß der König bei einer Jagd in El Pardo von seinem Gefolge getrennt und eine Zeit lang vergebens im Walde gesucht worden sei; ganz zu derselben Zeit seien dann die beiden jungen Leute vollständig equipirt in Madrid eingetroffen. Es war also kein Zweifel, daß ihre so wunderbare Erhöhung mit einem geheimnisvollen Ereignis zusammenhing, welches die allerhöchste Person Seiner katholischen Majestät betreffen mußte. Dabei beruhigte man sich, und je weniger man in jenes Geheimnis selbst einzudringen vermochte, um so mehr war man bemüht, den beiden so schnell emporgestiegenen Kavalieren auf das liebenswürdigste entgegenzukommen. Dazu kam, daß sie gute Kameraden waren und die Pflichten ihres Dienstes pünktlich erfüllten, so daß auch der strenge und ernste Herzog von Alba und der stolze und glänzende Herzog von Sesto sie immer freundlicher behandelten, und bald hatte man die wunderbare Art ihres Erscheinens am Hofe vergessen.

Don Ramiro blieb in seiner einfachen Wohnung bei Meister Geronimo im Schilde des Wappens von Kastilien. Er beschäftigte sich eifrig mit der neuen und glänzenden Einrichtung des alten Palastes der Grafen von Marentes, den er binnen kurzem mit seiner jungen Gemahlin beziehen sollte, und verbrachte einen großen Teil seiner freien Zeit in den Gemächern Ihrer Majestät bei seiner Verlobten, zu welcher ihm deren königliche Freundin gnädig den Zutritt gewährte. Sein ohnehin ruhiges Wesen und der Ernst seiner Liebe zu Benita, welche sich auch ihrerseits von Tag zu Tag inniger an ihn anschloß, machten ihn immer zurückhaltender gegen die Kreise des Hofes. Man nannte ihn stolz und er ließ sich das ruhig gefallen, da man sich darum nur um so tiefer vor ihm beugte. Er beobachtete und nahm seine Stellung so klug, vorsichtig und überlegt, als ob er in der vielgestaltigen, von Mißtrauen, Neid und Verstellung bewegten Welt des Hofes aufgewachsen wäre.

Ganz anders gestaltete sich Don Josefs Stellung. Er freute sich mit der vollen Empfänglichkeit und dem ganzen Feuer seiner Natur des neuen, glänzenden Lebens, das ihm aufgegangen war und zu dessen Genuß ihm so reiche Mittel zu Gebote standen. Er

lebte sorglos im Umgange mit seinen Kameraden, deren Kreis er durch seine heitere, frische Laune belebte. Er hielt offene Tafel, an welcher er täglich eine Anzahl seiner Freunde versammelte, und auch am Abend waren seine Salons häufig von fröhlichen Gästen gefüllt, denen er die Schätze seines Kellers freigebig öffnete. Er führte in allem das Leben eines jungen, vornehmen und reichen Kavaliers, der sich in seinen Ausgaben keinen Zwang aufzuerlegen hat, und machte alles mit, was übermütige Laune seinen Gefährten nur einzugeben vermochte. Nur in einem Punkte unterschied er sich sehr wesentlich von seinen Kameraden, denn während jeder von diesen mit irgend einer Dame des Hofes oder einer Schönheit untergeordneteren Ranges seine Liebschaft hatte, und oft auch mehrere solcher Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhielt, von denen man dann im Kreise der Freunde meist laut und ziemlich indiskret zu sprechen pflegte, schien Don Josef, der sonst für jeden Lebensgenuß so empfänglich war, für weibliche Reize kein Gefühl und Verständnis zu haben. Die schönsten Damen von Madrid warfen ihm, wenn er auf seinem stolzen andalusischen Renner durch die Straßen ritt, vergebens ihre glühendsten Blicke zu, die üppigsten Schönheiten aus denjenigen Kreisen, welche man heute

mit dem Namen der Demimonde bezeichnen würde, verschwendeten erfolglos alle Künste der Koketterie. Er blieb vollkommen unempfindlich und hatte für alle solche reizenden Versuchungen nur ein kaltes, gleichgiltiges Lächeln oder ein spöttisches Achselzucken, so daß seine Freunde scherzhaft behaupteten, er besitze gar kein Herz, und ihm drohten, er werde seine kalte Gleichgiltigkeit noch einmal durch eine verhängnisvolle, unglückliche Liebe büßen müssen. Aber auch für solche Drohungen hatte er nur ungläubigen Spott, und so gewöhnte man sich endlich daran, ihn als unverwundbar für die Pfeile des Liebesgottes zu betrachten. Selten nur und nicht mehr wie die anderen Gardes du Corps wurde er zu dem Wachdienst vor den königlichen Gemächern befohlen. Anfangs war das einigemal in Gemeinschaft mit Don Ramiro geschehen, aber schon bei der nächsten Zusammenkunft hatte ihm seine geliebte Fee Donna Maria, welche er, ihrem Befehl gemäß, so gut es sein Herz vermochte, von der Königin von Spanien völlig zu trennen sich bemühte, einen Schlüssel gegeben, der eine kleine, wenig bemerkte Thür in einer Seitenwand des Schlosses öffnete, durch die er über eine geheime Treppe und durch gänzlich abgeschlossene Korridore unmittelbar zu den Gemächern seiner wun-

derthätigen Beschützerin gelangte. Das Zeichen für ihn, daß er von diesem Schlüssel Gebrauch machen dürfe, war eine Granatblüte, die ihm auf die mannigfaltigste Weise im Laufe des Tages zugestellt wurde. Bald fand er diese glückverkündende Blüte bei seinem Erwachen auf der Decke seines Bettes, bald reichte sie ihm irgend eine Blumenverkäuferin auf der Straße, bald war sie in einem Briefcouvert enthalten, das ein schnell wieder verschwindender Bote für ihn abgab. Niemals forschte er weiter, er verbarg die Blüte an seinem hochklopfenden Herzen und machte sich für den Abend unter irgend welchem Vorwand von der Gesellschaft seiner Kameraden frei, gewiß, daß er hinter der Thür, welche der Schlüssel öffnete, die verborgene Treppe und den einsamen Korridor erleuchtet finden werde und daß süßes, berauschendes Glück ihn in dem zauberischen Gemach erwarte, welches mit der Nachbildung der Laube von El Pardo dekorirt war. Im Genuß des Entzückens berauschender Gegenwart dachte er niemals an die Zukunft, für welche er nichts zu hoffen und nichts zu wünschen hatte, da ihm das Leben ja nichts Höheres und Herrlicheres mehr bringen konnte, als was ihm schon zu teil geworden war. Wenn aber die Erinnerung an die frühere Vergangenheit in ihm aufsteigen

wollte, so machte er sich schnell wieder von derselben los, denn sein ganzes früheres Leben erschien ihm nur wie der dämmernde Traum eines dunklen Halbschlummers, aus dem er erst jetzt zu wahrem und wirklichem Dasein erwacht war. Ohne Unruhe und Vorwürfe dachte er an Inez de Meras, deren Bild nur wie eine trübe Traumgestalt vor ihm aufstieg. Es war ja eine ganz andere Welt, in der er jenes junge Mädchen einst gesehen, und was er für sie empfunden oder zu empfinden geglaubt hatte, war vor der flammenden Glut der Gefühle, die jetzt sein Herz erfüllten, spurlos verschwunden. Auch sie konnte ihn ja unmöglich geliebt haben, sagte er sich, wenn er an ihren klaren, reinen Blick dachte, der ihm so eiskalt erschien neben Donna Marias flammenden Augen. Wie das alles werden solle, daran dachte er nicht. Er empfand es nicht einmal, daß da irgend ein Widerstreit der Gefühle oder der Pflichten zu lösen sei. In ihm und um ihn war ja alles so licht und klar! Er war in der That der glückliche Schmetterling, welcher, vom Strahl der Sommersonne berauscht, keinen Herbststurm und keinen Winterfrost für möglich hält.

Auch Don Ramiro sprach mit ihm weder von der Vergangenheit, noch von der Zukunft. Was

hätte das nützen sollen? Der Freund begnügte sich damit, zu beobachten und zu wachen, um im Augenblick der Gefahr die helfende und rettende Hand bieten zu können. Nur das kleine Haus in der Vorstadt, in welchem Gil Perez und seine Schwester wohnten, besuchte Don Josef trotz seines bunt bewegten Lebens zuweilen in aller Stille. Der mutige, kühne Torero war ihm sympathisch, er übte sich mit demselben im Waffenspiel und verdankte dessen Unterricht viel in der Sicherheit seines Auges und der Gewandtheit und Festigkeit seines Handgelenkes. Besonders aber hatte die schöne Theresa einen eigenartigen Reiz für ihn, der jedoch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den Beziehungen besaß, welche man zwischen einem jungen, glänzenden Kavalier und einer Tänzerin hätte voraussetzen können. Theresa hatte ihm, als er noch von unruhigen Zweifeln gequält wurde, das Glück seiner Liebe verkündet, und wenn zuweilen mehrere Tage vergangen waren, ohne daß die ersehnte Granatblüte ihm Donna Marias beglückende Botschaft gebracht, so fühlte er die unwiderstehliche Sehnsucht, sich von dem jungen Mädchen die Linienzeichen seiner Hand erklären zu lassen, um mittelbar wenigstens von derjenigen sprechen zu hören, deren Bild sein ganzes Herz erfüllte, und

immer wieder verkündete ihm Theresa, während er mit glühenden Wangen ihren Worten lauschte, daß die hohe, stolze Dame, der seine Seele gehörte, seiner gedenke und daß ihr Herz mit gleicher Sehnsucht wie das seine dem Wiedersehen entgegenschlage. Ganz glücklich jubelte er auf bei solcher Verkündung. Er bemerkte es nicht, daß dann jedesmal Theresas Augen mit wundersam schmerzlichem Ausdruck zu ihm aufsahen und sich häufig mit Thränen füllten, die sie schnell zu verbergen strebte, daß ihre Lippen sich öffneten, als ob sie noch etwas sagen wollte, was sie schnell wieder in ihre Brust zurückdrängte. Was kümmerte ihn alles übrige. Was hätte er weiter noch zu fragen gehabt, wenn er nur wußte, daß Donna Maria an ihn denke und daß er sie bald wiedersehen werde, um von neuem den Gluttrank berauschenden Entzückens aus ihren zaubermächtigen Händen zu empfangen.

Blas Morino, der arme Krüppel, saß dann zusammengekauert auf seiner Bank in der dunklen Ecke des Zimmers, seine dunklen Augen flammten aus seinem zuckenden Gesicht hervor und verfolgten jede Miene und jede Bewegung der jungen Leute. Aber niemand achtete auf ihn und wenn Theresa sich, wie sie es meist zu thun pflegte, bald unter einem

Vorwand entfernte, so bat Don Josef ihn, seine Guitarre zu spielen, um träumend den wunderbaren Tönen zu lauschen, während Gil Perez unermüdlich mit immer schärferer Sicherheit seine Stöße nach dem gemalten Stiere an der Wand führte.

Don Josef liebte diese Besuche in dem kleinen Hause in der Vorstadt wie eine freundliche Erholung, wie eine stille Einkehr in sich selbst, zu der ihm sein unruhig bewegtes Leben sonst wenig Gelegenheit bot. Er verbarg dieselben aber sorgfältig vor seinen Freunden, weil ja der Verkehr mit Gil Perez und seiner Schwester eine freilich nur ihm verständliche Beziehung zu dem Geheimnis seiner Liebe hatte, und dann auch, weil er mit Recht fürchtete, daß seine Kameraden seinem Verkehr mit der jungen, schönen Tänzerin eine Auslegung geben würden, vor welcher er das junge Mädchen schützen wollte.

So kam er eines Abends wieder nach dem kleinen Hause in der Vorstadt, in welchem er diesmal nur Blas Morino vorfand, der bei seinem Eintritt sich von der Bank herabgleiten ließ und in den gewundenen Bewegungen seines verkrüppelten Körpers sich zu Don Josef hinschleppte.

In erschreckender Aufregung zuckte das Gesicht des Krüppels, er klammerte sich an Don Josefs Hand und rief:

„Sie sind fort, Herr! Sie sind fort, um einen Einkauf zu machen an Flittern und Bändern, da sie heut abend tanzen sollen im Palast des Herzogs von Alcudia; aber es ist gut, Herr, daß Ihr kommt. O, ich flehe Euch an, geht nicht wieder fort, sie werden gleich zurückkehren. Erwartet sie hier und sagt ihnen, daß sie nicht hingehen mögen zu jenem Herzog, denn es droht ihnen Gefahr und Unheil dort. Ich weiß es, ich weiß es gewiß. Ich vermag nicht zu lesen in den Zeichen der Hand wie Theresa, aber die Fasern meines armen, zerbrochenen Körpers sind empfindlich, wie die Saiten meiner Guitarre, sie fühlen den Hauch, der den zukünftigen Dingen vorhergeht; wenn Böses naht, so fühle ich, wie ein schmerzlich erschütternder Klang durch meine Seele tönt.“

„Armer Blas,“ sagte Don Josef mitleidig lächelnd, „Du quälst Dich mit thörichten Sorgen. Ist es nicht ein Glück, wenn der mächtige Herzog von Alcudia Gil Perez und seiner Schwester seine Gunst zuwendet? Von ihm erwartet ja Gil Perez die Erfüllung seiner Hoffnung, bei dem nahe bevorstehenden Stiergefecht seine Probe als Espada abzulegen.“

„Und Theresa,“ rief Blas, ohne Don Josef Hand loszulassen, „die arme Theresa, sie soll das

Opfer sein, damit Gils tollkühner Ehrgeiz erfüllt werde. O, ich weiß es, ich habe es in den heuchlerischen, glatten Mienen des Dieners, der hieher kam, gelesen; die bebenden Fasern meines Körpers sagten es mir, daß Theresa den Preis zahlen soll für den Schutz des Herzogs, und Gil Perez selbst wird sterben vor Schmerz, wenn der teuflische Plan gelingt; gleichzeitig aber wird der Herzog von seiner Hand fallen und unsägliches Unheil wird über uns alle kommen."

„Du träumst, Blas Morino," sagte Don Josef, indem er den Kleinen auf einen Stuhl hob und sich selbst neben ihn setzte, „Du träumst! Zweifelst Du an Theresa? Sie ist tugendhaft und Gil Perez ist wachsam und unbestechlich."

„Was vermag er gegen den Herzog!" rief Blas. „Er ist wachsam und unbestechlich und doch ist seine Wachsamkeit schon eingeschlafen, nicht durch Gold, aber durch die Lockungen für seinen verblendeten Ehrgeiz. O Herr, helft mir, sie zurückzuhalten von dem verderbenbringenden Palaste des Herzogs! Ihr vermögt es, Ihr allein. Euch liebt Theresa, Euch wird sie gehorchen."

Don Josef fuhr auf.

„Du bist wahnsinnig, Blas!" rief er unwillig.

„Woher kommt Dir dieser tolle Gedanke? Habe ich je mit Theresa anders verkehrt als ihr Bruder oder Du selbst? Habe ich je Veranlassung gegeben, meine Besuche hier in diesem Hause so zu mißdeuten!“

„Ihr nicht, Herr, Ihr nicht,“ sagte Blas, „Euch wollte ich keinen Vorwurf machen, aber doch ist es so, sie liebt Euch. O, ich weiß das alles. Ich sehe es, mein Blick täuscht mich nicht, denn ich liebe sie,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Ja!“ rief er mit gellendem Lachen, „staunt nur, seht mich nur an mit Euren verwunderten Augen. Ich, der verkrüppelte Blas, den die Natur zu einem Gegenstande des Abscheus machte, zu einem verzerrten Spottbild der menschlichen Gestalt, ich liebe die schöne, strahlende Theresa. Was wollt Ihr? Auch der häßliche Wurm ringelt sich herauf aus der schwarzen Tiefe der Erde, um den Strahlen des Lichtes sich entgegenzurecken, die nicht für ihn bestimmt sind. Kann er dafür, daß die Natur ihm nicht die Schwingen gab, um wie der Vogel sich in den Aether empor zu heben? Oft habe ich schon Gils Degen in meiner Hand gehabt, um dies elende Herz zu durchstoßen, aber ich habe es nicht gewagt. Ich war zu feige, denn mit dem Tode hätte ich ja aufhören müssen, sie zu sehen, sie zu lieben, und weil ich sie

liebe, glaubt es mir, weil ich sie liebe, lese ich in ihrem Herzen und sehe, daß sie Euch liebt, Euch allein. Ich sehe die Glut in ihren Blicken, wenn sie vor Euch steht, auch durch ihre gesenkten Augenlider. Ich sehe, wie ihr Blut wallt, wie ihr Herz schlägt. Ich sehe das alles und oft hätte ich Euch hassen mögen, oft hätte ich Euch vernichten können, wenn Euer Leben in meine Hand gegeben wäre; aber Ihr könnt ja nichts dafür. Ich sehe auch ebenso klar und scharf, daß Ihr sie nicht liebt, daß Euer Herz ganz wo anders gebannt ist; aber doch, Herr, doch habt Ihr die Pflicht, die zu retten, die Euch liebt, der Ihr alles seid auf Erden."

In tiefer Bestürzung saß Don Josef da; er glaubte nicht, was der Unglückliche ihm sagte, der ihm vom Wahnsinn befangen schien, und dennoch erschrak er vor der Möglichkeit, daß etwas Wahres daran sein könne.

„Da kommen sie," rief der Krüppel, indem er Don Josefs Hände ergriff und wieder von seiner Bank herabglitt, „da kommen sie! Ich beschwöre Euch, verbietet ihr, zu dem Herzog zu gehen!"

Gil Perez und Theresa traten ein.

Don Josef erhob sich, um sie zu begrüßen.

Seine Miene zeigte deutlich die Erregung, in

welche die Mitteilung des armen Blas ihn versetzt hatte, und er glaubte jetzt zu bemerken, daß Theresa bei seinem Anblick errötete und vor seinen Blicken die Augen niederschlug.

„Ich sehe schon, edler Herr," rief Gil Perez, „daß der tolle Blas da Euch von seiner thörichten Furcht gesprochen hat. Hört ihn nicht an, er sieht überall Gespenster und ebenso, wie er mich schilt, daß ich Espada werden will, möchte er auch Theresa in unbekanntes Dunkel verstecken."

„Er meint," sagte Don Josef, „daß Euch von dem Herzog Gefahr drohe, Euch und Theresa."

Theresa senkte das Haupt noch tiefer; Gil aber sagte lachend:

„Gefahr von dem Herzog? Mir? Im Gegenteil, durch ihn werde ich meinen sehnlichen Wunsch erreichen, und was die Furcht für Theresa betrifft," fügte er hinzu, indem es drohend in seinen Augen aufblitzte, „das ist Thorheit. Gegen die Gefahren, die ihr drohen könnten, hat sie einen sichern Schutz, das ist ihr eigenes Herz und mein Arm!"

„Wohl," sagte Don Josef, „vielleicht aber solltet Ihr Euch doch bedenken; der Herzog ist mächtig, zu mächtig für Euren Arm."

Theresa warf auf Don Josef einen flüchtigen

Blick, vor dem dieser sich abwendete, denn er glaubte in demselben eine Bestätigung dessen zu lesen, was Blas ihm gesagt, der seine Hand fest umspannt hielt und durch den krampfhaften Druck seiner Finger ihn um seinen Beistand zu bitten schien.

Theresa trat nach kurzem Zögern zu Don Josef heran.

Von Purpurglut übergossen, schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte:

„Entscheidet Ihr, edler Herr. Ich gehe ungern in den Palast des Herzogs, ich zeige die Kunst, die die Natur mir gegeben, lieber dem Volke, zu dem ich gehöre, als den großen Herren, die mich verachten. Befehlt Ihr, was ich thun soll, Euch werde ich gehorchen. Auch mein Bruder, das weiß ich, wird Eurer Entscheidung sich fügen."

„Ihr hört es, Ihr hört es!" flüsterte Blas keuchend.

Unschlüssig stand Don Josef da. Es war unmöglich für ihn, den vollen Strahl der Liebe nicht zu sehen, der aus Theresas Augen aufflammte.

Aber auch Gil trat zu ihm heran und rief erbleichend mit bebenden Lippen:

„Ja, edler Herr, sie hat recht. Euch wird sie gehorchen und ich werde es auch thun, denn Ihr habt

uns beigestanden gegen die übermütige Beleidigung jenes Wallonen. Ihr habt uns gezeigt, daß Ihr uns nicht verachtet, weil wir arm und niedrig sind und weil das Blut der Gitanos in unseren Adern fließt. Ich werde Euch gehorchen, da Theresa Eure Entscheidung angerufen hat; aber ich bitte Euch, ich flehe Euch an, hört nicht auf die thörichte Furcht der beiden da! Zwingt mich nicht, den Herzog zu beleidigen, durch meine Weigerung seinen mächtigen Schutz zu verscherzen. Denn ich würde es nicht ertragen, wenn es mir versagt bleiben sollte, auf meiner Bahn wenigstens, die ja so eng beschränkt ist, das Höchste zu erreichen und den Ruhm zu erringen, der einzig mir erreichbar ist. Bedenkt das, edler Herr. Auch in meiner Brust lebt der Ehrgeiz. Was Euch das Schlachtfeld ist, das ist mir der Kampfplatz der Toreros."

Er beugte das Knie und hob seine kräftigen Arme bittend empor.

„So geht denn," sagte Don Josef, indem er voll Mitleid und Wohlwollen zu Gils schönem Gesicht herabsah, „geht! Auch ich kann kaum an eine ernste Gefahr glauben."

Ein leiser Seufzer stieg aus Theresas Brust auf, während sie demütig das Haupt neigte.

Blas ließ Don Josefs Hand fahren und brach mit einem ächzenden Wehlaut zusammen.

Gil Perez aber küßte Don Josefs Hand und rief: „Ich danke Euch, edler Herr, ich danke Euch! Ich wußte es wohl, daß Ihr den Ehrgeiz im Herzen des armen Torero verstehen würdet. Bei Gott, so lange mein Arm eine Waffe führen kann, wird Theresa sicher sein unter meinem Schutz vor jeder Gefahr!“

Don Josef eilte, der peinlichen Scene ein Ende zu machen und verabschiedete sich daher schnell. Theresas Hand war kalt wie Eis, sie sah nicht zu ihm auf, als er ihr Lebewohl sagte, und zum erstenmal, so lange er in Madrid war, fühlte er sein Herz von schmerzlicher Unruhe bewegt, als er in Gedanken versunken nach seiner Wohnung zurückkehrte.

In dem Wohnzimmer des kleinen Hauses wurde kein Wort mehr gesprochen. Gil Perez umarmte stumm seine Schwester, dann schmückten beide ihren Anzug mit den mitgebrachten Bändern und Flittern, während Blas Morino in sich zusammengesunken am Boden sitzen blieb und nur zuweilen leise wimmernde Töne hören ließ.

Eine halbe Stunde später fuhr ein geschlossener Wagen vor.

Bastiano trat ein.

Er betrachtete Theresa prüfend und machte ihr

ein so wohlgesetztes und zugleich so ehrerbietiges Kompliment über ihre Anmut und Schönheit, als ob er eine Herzogin vor sich gehabt hätte.

Dann bot er ihr die Hand, um sie nach dem Wagen zu führen.

Blas Morino richtete sich auf und rief mit flehendem Tone Gils Namen.

„Bei Gott, beinahe hätte ich ihn vergessen!“ sagte Gil, und schnell sich bückend, hob er den Krüppel auf und nahm dessen Guitarre.

„Was soll das?“ sagte Bastiano. „Die Gesellschaft wird sich vor dem Menschen entsetzen. Ihr werdet eine andere Musik finden.“

„Ich kann nur nach Blas Morinos Guitarre tanzen,“ entgegnete Theresa bestimmt.

„Er gehört zu uns,“ fügte Gil hinzu, „und seine Musik ist unserer Kunst notwendig.“

„Nun, so mag es denn sein,“ sagte Bastiano. „Es ist ein Original. Dem gnädigen Herrn bleibt es ja überlassen, ob er ihn der Gesellschaft zeigen will oder nicht.“

Er stieg mit Theresa in den Wagen.

Gil folgte, Blas auf seinem Arme tragend, und schnell führten die edlen Pferde des Herzogs sie der Stadt zu.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Don Josef hatte in seiner Wohnung ein Billet gefunden, das mit einer purpurnen Seidenschleife verschlossen war. Als er es mit ungeduldigen, zitternden Händen öffnete, fiel ihm die verheißungsvolle Granatblüte entgegen. Nachdem er sogleich seinem dienstbereiten Kammerdiener Domingo und seinen Lakaien den strengen Befehl gegeben, daß er für niemand zu sprechen sei, eilte er bei sinkender Nacht, in einen dunklen Mantel gehüllt, die großen Straßen vermeidend, nach der Seitenpforte des Schlosses, wo ihm sein Schlüssel den Weg zu dem geheimnisvollen Glück öffnete, das er jedesmal mit dem vollen Reiz frischer und unmittelbarer Neuheit empfand. Umfangen von dem Zauber der Liebesmacht, welche sein ganzes Wesen beherrschte, hatte er schnell den Vorgang im Hause des Gil Perez vergessen. Vergaß er doch alles, wenn die glühenden Blicke Donna

Marias, die dann für ihn immer wieder nur die Herrin des geheimnisvollen Feenschlosses war, in sein Herz hineinflammten. Aber als er wieder zum wirklichen Leben erwachte, da dachte er auch aufs neue an die Tänzerin Theresa; zunächst freilich nur in dankbarer Erinnerung daran, daß sie ihm vorhergesagt hatte, die Dame seiner Gedanken sehne sich ebenso wie er nach dem Wiedersehen, das schon nahe bevorstehe. Dann aber fiel ihm auch ein, was Blas Morino ihm gesagt. Zuerst erschrak er, doch später schüttelte er unter mitleidigem Lächeln den Kopf. War es denn möglich, daß in dem Herzen dieses unbedeutenden Kindes die Liebe aufkeimen konnte für ihn, dem der Blick der Herrlichsten sich zugewendet? Gab es denn überhaupt eine Liebe auf Erden außerhalb des strahlenden Kreises, der Donna Maria umgab? Und wenn wirklich jenes laue, kraftlose Gefühl, das die Welt Liebe nannte, das er selbst einst für Liebe gehalten, in dem Herzen der kleinen Tänzerin für ihn sich regen sollte, was hatte das zu bedeuten? Welche Gefahr konnte aus einer solchen kleinen, schwachen Flamme entstehen, die vor dem leichtesten Hauch erlöschen muß, wie es all die flackernden Irrlichter gethan, die er bis jetzt unter dem Namen der Liebe bei sich und bei anderen kennen gelernt hatte? Er lächelte

über sich selbst, daß er einen Augenblick nur vor den Worten des armen Blas hatte erschrecken können, und nahm sich vor, durch ruhige, freundliche, kühle Zurückhaltung jeden Funken zu ersticken, der etwa in Theresas Herzen für ihn aufglimmen möchte. Konnte aber die Furcht des verwachsenen Spielmanns vor dem Besuch im Palast des Herzogs von Alcudia nicht eine begründete sein, um so mehr, da Theresa selbst diese Furcht zu teilen schien, indem sie ihm ja die Entscheidung überlassen hatte und nur auf seine Mahnung sich entschloß, den Wunsch ihres Bruders zu erfüllen? Bei diesem Gedanken erschrak er; er haßte den Herzog mit jenem Instinkt, der den Menschen häufig und besonders in der leicht empfänglichen Jugendzeit einen Feind ahnen läßt; er haßte ihn um so tiefer, als die Stimme des Volks zwar nur leise flüsternd, aber doch deutlich und vernehmbar die Gunst der Königin als Grund für das auffallend schnelle Emporsteigen des Herzogs angab, der in so jugendlichem Alter bereits die höchsten Stufen auf der Leiter der Ehren erklommen hatte. Zwar hatte ihm die Gebieterin seines Herzens alles Forschen, Fragen und Grübeln streng verboten; er war auch freudig bereit, zu gehorchen, wenn er unter den blühenden Bäumen des dämmernden Zauber-

gemachs zu ihren Füßen kniete und in ihre Augen emporsah, deren Blicke dann ja nur ihm gehörten; aber wenn am Hofe in den vergoldeten Sälen der kalte, hochmütige Blick des Herzogs, des allmächtigen Ministers, ihn, den bescheidenen Garde du Corps, streifte, der doch nur wenig jünger war als jener, wenn er sah, wie der Herzog an der Seite der Majestäten stand, wie er, lächelnd und fast vertraulich mit der Königin sprechend, ihre Hand an seine Lippen führen durfte, dann gärte es grimmig in seinem Herzen auf, dann vermochte er es nicht mehr, Donna Maria und die Königin von einander zu trennen, dann flammte immer wilder der glühende Wunsch in ihm empor, die Klinge seines Degens in die Brust des so hoch begünstigten Ministers zu versenken, dieses Mannes, der so stolz auf ihn herabsah, der vielleicht dennoch vor ihm den Kelch des höchsten irdischen Glücks an seine Lippen gesetzt hatte. Dieser Mann sollte die arme Theresa zum Opfer seiner Laune machen dürfen und er selbst hatte sie vielleicht durch die Entscheidung, welche sie von ihm verlangte, ihrem Verderben entgegengetrieben! Er schauderte bei diesem Gedanken; er mußte Klarheit haben und Theresa um jeden Preis retten, wenn wirklich eine Gefahr drohen sollte.

Nachdem er seinen Dienst gethan, eilte er nach Gil Perez' kleinem Hause, um zu hören, was am Abend vorher geschehen sei.

Er atmete erleichtert auf, als er bei dem Eintritt in das Wohnzimmer alles wie immer fand. Blas Morino hockte auf seiner Bank in der dunklen Ecke, den Kopf auf die Brust gesenkt und mit den Fingern die Saiten der auf seinem Schoß ruhenden Guitarre bewegend, welche bald in klagenden, bald in wild aufsprudelnden Tönen erklang.

Gil Perez selbst stand vor seinem Stierbilde und führte, bald von der rechten, bald von der linken Seite heranspringend, mit seiner Klinge blitzschnelle Stöße, welche jedesmal haarscharf den Zielpunkt trafen und tief in das Holz der Wandbekleidung eindrangen.

Theresa mußte noch in ihrem Zimmer oder in der Küche beschäftigt sein.

Als Don Josef eintrat, ließ Gil Perez seinen Degen fallen und eilte ihm mit freudestrahlendem Gesicht entgegen.

„Ich danke Euch, edler Herr,“ rief er, „ich danke Euch dafür, daß Ihr gestern die thörichten Zweifel Theresas durch Eure Entscheidung beseitigtet. Mein heißester Wunsch ist erfüllt, mein Glück ist gemacht.

Der Herzog hat mir versprochen, daß ich bei dem nächsten Stiergefecht schon meine Probe als Espada ablegen soll, und ich werde diese Probe bestehen; ich bin meiner Sache gewiß, ganz gewiß. Die Freude verwirrt mich nicht, sie stärkt meinen Arm und macht meinen Blick klar und sicher, und ich habe heute nicht einmal um eines Haares Breite das Ziel verfehlt."

Er hatte in seiner freudigen Erregung Don Josefs Hand ergriffen und kräftig gedrückt.

„Verzeiht, edler Herr," sagte er, schnell zurücktretend, indem sich sein gebräuntes Gesicht mit dunkler Glut färbte, „verzeiht meine Vermessenheit! Die Freude ließ mich vergessen, wer Ihr seid und wer ich bin."

„Ich habe Euch nichts zu verzeihen, mein guter Gil," erwiderte Don Josef. „Ich bin stets bereit, herzlich die Hand eines tapfern und braven Mannes wie Ihr zu drücken. Ich freue mich mit Euch und wünsche von Herzen, daß Ihr die Probe so gut bestehen möget, wie es Euer Mut und Eure Geschicklichkeit verdienen. Doch," fuhr er dann fort, indem er forschend in Gils Gesicht blickte, „ich war gekommen, um zu fragen, wie der Abend gestern verlaufen ist; denn ich muß Euch sagen, Blas Morinos Sorge hatte mich dennoch unruhig gemacht,

und ich bitte Euch, meinen Schutz und Beistand anzurufen, wenn irgend eine Gefahr für Theresa drohen sollte."

„Seid ganz ruhig, edler Herr," erwiderte Gil Perez lachend, „der arme Blas hat Gespenster gesehen, wie er es immer thut. Wir haben große Ehre eingelegt mit unserem Tanz und viel Lob eingeerntet und auch eine ganze Börse voll schöner, vollwichtiger Goldstücke, wie wir sie in langer Zeit nicht verdienen, wenn wir auf dem Markt vor dem Volk tanzen. Es waren einige vornehme Herren da als Gäste an des Herzogs Abendtafel, und als wir in den Saal geführt wurden von dem guten Kammerdiener Bastiano, der mein Freund ist und mich dem Herzog empfohlen hat, da haben sie uns alle freundlich begrüßt, unserem Tanz lauten Beifall geklatscht und uns Zuckerwerk und köstliche Früchte zugeworfen. Dort steht der Korb, den wir mitgebracht."

„Und Theresa?" fragte Don Josef.

„Theresa," rief Gil, „kann bei Gott stolz sein auf ihren Erfolg. Kaum hätte eine große Sängerin an der Oper des Königs lauter beklatscht werden können als sie. Wir haben unsern Tanz wiederholen müssen, und dann sind die Herren alle gekommen, um ihr viele artige Dinge zu sagen über ihre Kunst

und ihre Schönheit. Nun, die Schmeicheleien der Herren anzuhören, kann ja eine Tänzerin ebensowenig kränken als die vornehmsten Damen des Hofes, und bei Gott, sie haben ihr kein Wort gesagt, das eine Herzogin nicht auch hätte anhören können."

„Der Herzog von Alcudia?" fragte Don Josef.

„Nun," erwiderte Gil lächelnd, „wenn die gute Theresa eitel wäre, so müßte sie ihm vielleicht zürnen, denn er hat am wenigsten mit ihr gesprochen; einige kühle, stolz herablassende Worte der Anerkennung über ihre Bewegungen und ihr Mienenspiel, das war alles! Ihre Schönheit schien er nicht zu bemerken. Ja, ja, wie ich Euch sagte, der gute Blas hat Gespenster gesehen und hat wahrlich keinen Grund dazu gehabt, denn auch er hat reichen Beifall gefunden; die Herren alle und auch der Herzog selbst lobten sein Spiel und legten reiche Spenden für ihn auf seine Guitarre nieder."

„Und es ist doch wahr, und es ist doch wahr," rief Blas Morino mit dumpfer Stimme, indem ein klagender Saitenton durch das Zimmer zitterte. „Du bist blind, Gil Perez, Dein thörichter Ehrgeiz trübt Dein Auge, daß Du die Blicke dieses Herzogs nicht gesehen hast; ich aber habe sie gesehen und verstanden. Gesagt hat er freilich nichts, aber angesehen hat er

die arme Theresa, wie der Falke die Taube ansieht, wenn er sich anschickt, auf sie herabzustoßen; o, ich täusche mich nicht, ich täusche mich nicht, das Unheil schwebt über uns, und verflucht sei das Gold, das sie uns gegeben haben! Es ist der Kaufpreis, den die Hölle bietet für Theresas reine Seele."

„Er ist unverbesserlich!" sagte Gil Perez halblaut, während die Guitarre wild, schmerzvoll und drohend erklang. „Der Arme! Man muß ihm sein Mißtrauen nachsehen, er hat ja genug zu leiden. Gott ist ja gerecht, er wird ihn einst im himmlischen Reich entschädigen für sein freudloses Leben auf Erden!"

Theresa trat ein.

Sie war ein wenig bleicher als sonst; mit einem matten Lächeln und ohne die Augen aufzuschlagen, erwiderte sie Don Josefs Gruß.

„Nun, Theresa," sagte dieser ein wenig befangen, „Ihr seht, daß ich recht hatte."

„Meines Bruders Wünsche sind erfüllt," erwiderte sie ruhig. „Es ist meine Pflicht, ihm zu gehorchen, wenn ich mich auch nicht freuen kann, daß er in einem gefährlichen Spiel sein Leben wagen will um des flüchtigen Beifalls der Menge willen."

„Und dennoch wirst Du Dich freuen," rief Gil

Perez, „dennoch wird Dein Herz stolzer schlagen, wenn der Name Deines Bruders auf allen Lippen schweben wird, wenn das ganze Volk von Madrid mir zujauchzt, wenn der König und die Königin selbst mir ihren gnädigen Beifall spenden. Strebten nicht die Ritter zur Zeit des großen Campeador nach gleichem Ruhm, wenn sie in die Schranken ritten, um ihre Lanzen zu brechen?“

Er stand hoch aufgerichtet da, seine Blicke leuchteten in hellem Glanz, und hätte der arme Torero den schimmernden Waffenschmuck der Vorzeit getragen, so hätte man in der That glauben können, einen jener kastilianischen Ritter zu sehen, welche mit dem Cid auszogen zum Kampf gegen die Heere der Mauren.

Theresa wandte sich seufzend ab.

Don Josef verabschiedete sich bald; es war ihm peinlich, länger in der Nähe des jungen Mädchens zu bleiben. Er war beruhigt, wie Gil Perez selbst, und eilte zu seinen Freunden, um in schäumendem Lebensgenuß alles Glück ausströmen zu lassen, das seine Brust erfüllte. —

Der Tag des ersten Stiergefechts war herangekommen; in ganz Madrid sprach man von nichts anderem als von der fiesta di toro, welche diesmal

mit ganz besonderer Pracht abgehalten werden und bei welcher ein neuer Espada seine Probe ablegen sollte. Dafür interessirten sich ebensosehr die Kreise des Hofes, wie die untersten Klassen der Bevölkerung.

Die schönen, hochgewachsenen Toreros waren der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit der vornehmen Damen, und wenn man den flüsternden Gerüchten Glauben schenken wollte, so hätte mancher der kühnen Stierkämpfer, welche in der Arena die Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Glieder bewundern ließen, reizende Geheimnisse enthüllen können, in welchen die schönsten und stolzesten Damen von Madrid die Rollen der Göttinnen des Altertums spielten, die von den Höhen des Olymps herabstiegen, um sterbliche Menschen durch ihre Gunst zu beglücken.

Bastiano war mehrfach bei Gil Perez erschienen, um ihm seine Teilnahme auszusprechen, und hatte sich gern von dem überglücklichen jungen Mann seine Uebungen vormachen lassen, welche immer mehr Sicherheit gewährten, daß die Probe vor den Augen des streng richtenden Publikums von Madrid gut ausfallen werde.

Er hatte Theresa gebeten, eine Einladung zum Stiergefecht anzunehmen, um Zeugin des Triumphs ihres Bruders zu sein.

Schaudernd hatte das junge Mädchen abgelehnt. Sie würde es nicht ertragen, ihren Bruder in solcher Lebensgefahr zu sehen, die durch einen einfachen Zufall verhängnisvoll enden könne; aber Gil Perez war heftig und fast zornig in sie gedrungen, daß sie den so freundlichen Vorschlag Bastianos annehmen solle. Es wäre ein Zeichen von Mißtrauen in ihn selbst, meinte er, wenn sie sich weigern wolle, an seinem Ehrentage seinem Triumph beizuwohnen, und er hatte sie so lange gedrängt, bis sie endlich eingewilligt.

So war denn verabredet worden, daß Bastiano in einem Wagen noch vor dem Beginn des Festes Theresa abholen solle, um sie zu einem Platze, den er für sie reserviren werde, zu geleiten. Auf diese Weise wollte er dafür sorgen, daß sie ganz sicher und ohne von dem Gedränge berührt zu werden, dem Stiergefecht beiwohnen und ihres Bruders ersten Waffengang sehen könne, von dem er so hohen Ruhm und die Einreihung in den ersehnten Rang der Espadas hoffte.

Der große Tag brach an, ganz Madrid war in Aufregung. Vom frühen Morgen an wogte das Volk auf den Straßen hin und her, und überall schmückten sich die Balkone mit bunten Teppichen.

Gil Perez hatte in der Nacht vorher kein Auge geschlossen; den ganzen Morgen stand er vor seinem Stierbild, unausgesetzt die verschiedensten Stellungen und Stöße übend und immer mit gleicher Sicherheit sein Ziel treffend; dann nahm er von Theresa und Blas Morino Abschied und ging bleich, aber mit leuchtenden Augen, nur den erprobten Degen unter dem Arm, nach der Arena, um dort das Festgewand, das er von seinen Ersparnissen glänzend hatte herrichten lassen, anzulegen.

Blas Morino war die ganze Zeit finster und schweigsam gewesen; heftiger als jemals vorher hatte sein Gesicht gezuckt; sogar seine Guitarre hatte er beiseite liegen lassen, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, seine Gedanken in wunderbar wechselnden Tönen widerklingen zu lassen. Er hatte von seiner Sorge und Unruhe nicht mehr gesprochen; nur als Theresas Fahrt zu der fiesta di toro vorbereitet wurde, hatte er sich ängstlich an Gil Perez' Arm geklammert. Dieser aber hatte ihn unwillig und rauher, als er sonst mit dem armen Verwachsenen zu verfahren pflegte, auf seinen Stuhl zurückgedrückt. Dann hatte der Krüppel gebeten, ihn ebenfalls zu dem Stiergefecht mitzunehmen; doch Bastiano hatte in seiner kalten, gleichgiltigen Weise zwar freundlich,

aber ganz bestimmt erklärt, daß das unmöglich sei, da der Hilflose unter so vielen Menschen der größten Gefahr ausgesetzt sei und er selbst auch für Theresa nur noch einen reservirten Platz habe erlangen können.

Gil Perez und selbst Theresa hatten es ebenfalls für unmöglich erklären müssen, Blas Morinos Wunsch zu erfüllen. Theresa hatte liebkosend sein Haar gestreichelt und versprochen, ihm ganz genau alles zu erzählen und dann auch später, wenn Gil Perez erst Espada geworden sein werde und nicht mehr als Tänzer in den Straßen herumzuziehen brauche, jeden Abend bei ihm zu bleiben und ihm die alten Geschichten aus der romantischen Zeit zu erzählen, die er so gern hörte und die er dann mit den wunderbaren Tönen seiner Guitarre zu begleiten verstand, so daß man bald die kriegerischen Fanfaren der Schlacht, bald die lockenden Serenaden unter den Balkonen der schönen Damen zu hören glaubte.

Blas Morino hatte dann geschwiegen, aber immer tiefer war er in sein brütendes Sinnen versunken.

Als Gil Perez fortgegangen war, zog sich Theresa in ihr Gemach zurück, um ihr schwarzes Kleid und die Mantilla anzulegen.

Kaum war Blas Morino allein im Wohnzimmer, als er mit einer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit,

welche man seinem gebrechlichen Körper gar nicht hätte zutrauen sollen, von der Bank herabglitt und bald kriechend, bald an den Wänden gestützt sich fortschleppend, nach dem kleinen Garten hinausging. Er gelangte, die Bäume und Sträucher als Stützpunkt benützend, bis an den Ausgang des Gartens nach der Straße hin. Hier verbarg er sich in einem dichten Jasmingebüsch und spähte lauernd nach der Straße hin, indem er seinen Kopf jedesmal schnell zurückzog, wenn irgend ein Geräusch sich vernehmen ließ.

Nach einiger Zeit fuhr ein Wagen heran.

Es war eine dunkle Kutsche mit einem Kutscher ohne Livree, die Räder waren, wie es am Ende des vergangenen Jahrhunderts Sitte war, außerordentlich groß, und hinter der Kutsche befand sich ein ziemlich breiter Tritt, zu welchem man auf zwei kleineren Tritten emporstieg und welcher für die Diener bestimmt war, die jedoch heute den Wagen nicht begleiteten.

Bastiano stieg aus und schritt durch den Garten in das Haus, um Theresa abzuholen.

Blas Morino kroch, sobald Bastiano verschwunden war, ein wenig unter dem Gebüsch hervor. Sein Gesicht zuckte in entsetzlicher Weise und seine in grün-

lichem Phosphorglanz funkelnden Augen schienen den Wagen in jeder Einzelheit seines Baues verschlingen zu wollen.

Bastiano war in das Haus getreten. Theresa empfing ihn im Wohnzimmer. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und die den Kopf und die Schultern einhüllende Mantilla. In dieser einfachen und doch so außerordentlich kleidsamen Nationaltracht, mit ihrem von der aufregenden Erwartung zart geröteten Gesicht und ihren in banger, sorgenvoller Unruhe feucht schimmernden Augen war sie so wunderbar schön, daß Bastiano einen Augenblick betroffen stehen blieb, während ein sonderbares Lächeln um seine Lippen spielte, um sogleich wieder zu verschwinden.

Er grüßte ehrerbietig und sagte:

„Vielleicht thue ich unrecht, Sennora, Euch in die Arena zu führen, denn so schön wie Ihr seid, wird vielleicht ein großer Teil des Publikums mehr nach Euch als nach den armen Toreros hinschauen. Doch wir müssen es darauf hin wagen," fuhr er fort, während Theresa fast unwillig den Kopf schüttelte; „ich freue mich, Euch bereit zu finden, denn wir müssen eilen. Ich habe noch einen dringenden Auftrag auszuführen und muß Euch bitten, mir einen kleinen Umweg zu gestatten."

Er reichte Theresa die Hand und führte sie durch den Garten nach der Straße hin.

Während er sie in den Wagen hob, glitt Blas Morino in schlangenartigen Bewegungen, sich mit Knieen und Ellenbogen forthelfend, bis zu den Rädern hin, und als Bastiano dann ebenfalls einstieg, war es dem Krüppel gelungen, sich bis auf den ersten der Tritte zu dem Bedientenplatz emporzuziehen.

Bastiano schloß den Wagenschlag, die Pferde zogen an und schnell rollte der Wagen davon.

Mit übermenschlicher Anstrengung hielt sich Blas Morino auf dem schmalen Trittsitz an der Eisenstange fest, die denselben trug und die er mit seinen dünnen Armen umspannte. Das Blut stieg zu seinen Schläfen auf, brausender Schwindel wirbelte durch seinen Kopf; er glaubte Flammengarben vor seinen Augen aufsprühen zu sehen, seine Glieder schmerzten ihn, seine Muskeln wollten den Dienst versagen, seine Hände sich öffnen. Aber dann drängte er alle Kraft seines Willens in den einzigen Gedanken zusammen, daß er Theresa um jeden Preis folgen müsse, um wenigstens die Spur der dunklen Gefahr zu finden, welche sein Instinkt ihn ahnen ließ, und dieser Gedanke gab seinen gebrechlichen Gliedern eine übernatürliche Kraft, so

daß er es dennoch vermochte, sich an seiner schwankenden Stütze festzuklammern.

Immer schneller fuhr das Gespann durch die Straßen dahin, in denen das Volk in dichtem Gedränge der Arena zuströmte, und mancher erstaunte Blick fiel auf den eleganten Wagen mit den prächtigen Pferden, hinter welchem die sonderbare, gnomenhafte Gestalt hockte.

Auch mancher spöttische Zuruf wurde laut aus den Gruppen der Vorübergehenden, aber Blas Morino achtete nicht darauf; er hielt sich immer fester auf seinem gefährlichen Sitz, denn er bemerkte, daß der Wagen nicht dem Menschenstrom nach der Arena hin folgte, sondern nach dem Thore hin seitwärts abbog, und um so größer wurde seine Angst um Theresa, um so fester sein Wille, sie um keinen Preis zu verlassen, so lange seine Lebenskraft ausreichte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die große Arena auf der Plaza mayor, in der Form eines antiken Amphitheaters errichtet, füllte sich immer dichter und dichter mit den Zuschauern, welche aus allen Ständen und Volksklassen zusammenströmten, um das erste Stiergefecht des Jahres, als eins der populärsten Feste, zu feiern.

Die buntfarbigen, geschmackvollen Volkstrachten der Männer boten ein ungemein bewegtes und glänzendes Schauspiel. Die Frauen waren alle schwarz gekleidet; sie trugen die Mantillen, welche in anmutigen Falten das Haupt und die Brust umhüllten und nur die schönen, fein geschnittenen Gesichter mit den mandelförmigen, dunkelglühenden Augen frei ließen. Alle diese Mantillas waren von fast gleichem Schnitt und gleichem Faltenwurf, mochten sie nun die reizenden, jugendfrischen Gesichter der Mädchen aus dem Volke oder die stolzen Züge der Gräfinnen und Herzoginnen

umhüllen; nur durch den mehr oder minder kostbaren Stoff waren die Kostüme unterschieden, und häufig umgab die Mantilla von Wolle oder von Seidenstoff eine weit anmutigere und reizendere Schönheit, als das dichte, kunstvolle Spitzengewebe, das zu unerhörten Preisen aus den Manufakturen von Brüssel gekommen war.

In der Mitte des weiten Amphitheaters befand sich eine große Tribüne, von einem vergoldeten Gitterwerk umgeben, mit purpurnem Baldachin überdacht und mit dem großen königlichen Wappen geschmückt.

In der Mitte dieser Tribüne standen zwei Lehnstühle, mit Purpursammet überzogen und mit goldenen Kronen über den Lehnen. Daneben sah man einen kleinen, ebenfalls mit der Krone geschmückten Purpursessel und rechts und links eine lange Reihe einfacherer Polsterstühle.

An der Eingangsthür der königlichen Loge standen die Lakaien in ihren reichsten, goldgestickten Livreen, bereit, die schweren seidenen Vorhänge zurückzuziehen, sobald der Hof erscheinen würde.

Rechts und links von der königlichen Loge befanden sich Reihen von reservirten Tribünen und einzelne Plätze für die Granden und ihre Familien, sowie für die Würdenträger des Hofes und Staats.

Gegenüber der Königsloge befand sich der Eingang für die Toreros, welche aus einem besondern Hofe, der zugleich ihre Uebungsräume enthielt, in die Arena einzogen.

Die großen Eingangsthore waren ebenfalls mit goldenem Gitterwerk verziert und mit purpurnen Vorhängen drapirt; daneben sah man die schwere eisenbeschlagene Thür, welche zu dem Toril, dem Aufbewahrungsort der für die Kämpfe bestimmten Stiere führte und vor welchem die Diener des Platzes in ihrer bunten, mit Bändern geschmückten Tracht, die langen Haken zur Fortschleppung der getöteten Tiere in der Hand, unter ihrem Führer, dem Muchacho, aufgestellt waren. Ueber dem Eingange für die Stierkämpfer befand sich die ebenfalls reich geschmückte Loge des Präsidenten des Stiergefechts.

Dies in hohem Ansehen stehende Ehrenamt war für dieses Jahr dem Herzog von Alba übertragen worden und dieser vornehmste und stolzeste aller spanischen Granden hatte bereits in der Mitte seiner Loge Platz genommen. Zwei seiner Hauspagen standen neben seinem Sessel, während seine Hausbedienten und Lakaien den Hintergrund der Loge ausfüllten.

Der Herzog trug die altspanische schwarze Tracht,

den Orden des goldenen Vlieses um den Hals und blickte ernst und regungslos auf die lebhaft bewegten Zuschauerlogen, welche sich in jedem Augenblick durch neu zuströmende Gruppen von den verschiedenen Eingängen her mehr füllten.

Auf den reservirten Plätzen in der Nähe der königlichen Loge saßen Don Ramiro und Don Josef, eifrig damit beschäftigt, die prachtvolle und bunt bewegte Arena zu mustern. Hatten sie doch in der entfernten Provinz niemals ein so großartiges Stiergefecht gesehen. In eifriger Unterhaltung teilten sie sich ihre Bemerkungen über das prächtige Schauspiel mit, dem sie als echte spanische Hidalgos das höchste Interesse entgegenbrachten.

Freilich achteten sie nicht der vielen glühenden Blicke, welche ihnen aus dem Schatten der Mantillas hinter den Fächern hervor von schönen Augen zugeworfen wurden. Immer und immer wieder spähten sie beide nach der königlichen Loge hin, in welcher sie bald zu erblicken hofften, was ihre Herzen in sehnsüchtiger Erwartung schlagen ließ.

Auch Meister Geronimo war da. Er saß auf den untersten Stufen des Amphitheaters, nahe hinter den fest gefugten und mit Sammet überkleideten Schranken der Arena, inmitten von Bürgern, welche

sämtlich zu der Partei der Freunde des Gil Perez gehörten. Mit höchster Spannung erwarteten sie den Augenblick, welcher über das Schicksal des jungen Mannes entscheiden sollte, der heute zum erstenmale vor einer so glänzenden Versammlung die Espada zu führen wagte.

Auf der andern Seite sah man in einer ebenfalls lebhaft sich unterhaltenden Gruppe die Vertreter der Gegenpartei versammelt, welche aus den Freunden oder Verwandten der bereits erprobten Espadas bestanden. Diese ließen nicht gern einen neuen Kämpfer aufkommen und in ihre Reihe treten. Sie hielten sich mit strenger Exklusivität abgeschlossen und traten jedem Bewerber um den höchsten Rang der Toreros, sowohl aus materiellem Interesse als aus Ehrgeiz, feindlich entgegen.

Laute Fanfaren ertönten von draußen her.

Eine augenblickliche Stille trat ein. Man hörte das Klirren der Waffen, welche die Wachen vor dem Eingange präsentirten, dann die majestätischen Klänge des spanischen Königsmarsches und endlich wurden die Vorhänge vor dem Eingang der königlichen Loge weit zurückgezogen, in welche unmittelbar darauf die Majestäten eintraten.

König Karl IV. war einfach schwarz gekleidet; er

trug das goldene Vlies um den Hals, das blau-weiße Band und den Lilienstern des Ordens Karls III. auf der Brust. Ein kleiner schwarzer Hut mit weißen Federn bedeckte sein gepudertes Haupt und sein Gesicht zeigte weniger Ermüdung und Abspannung als sonst.

Die Königin trug eine schwarze Robe und die spanische Mantilla, welche ihren Kopf und ihre Schultern umhüllte; nur an ihrem Handgelenk sah man Rubinen blitzen.

An der Seite des Königs trat der achtjährige Prinz von Asturien, Don Fernando, in die Loge. Das königliche Kind war zart gebaut, sein bleiches Gesicht zeigte einen für sein jugendliches Alter auffallend finsteren und mißtrauischen Ausdruck. Er trug spanische schwarze Tracht und das goldene Vlies am roten Band um den Hals.

Hinter den Majestäten sah man vor den übrigen Würdenträgern des Hofes den Herzog von Alcudia in hellblauem, reichgesticktem Hofkleide von Edelsteinen funkelnd mit dem Orden Karls III. geschmückt. Hinter dem Prinzen von Asturien aber zeigte sich dessen Erzieher, der Jesuit Don Juan Escoiquiz. Es war ein hagerer, schlanker Mann von dreißig Jahren, in die schwarze Tracht seines Ordens gekleidet, mit einem

strengen, kalten, edel geschnittenen Gesicht, dessen festgeschlossene Lippen eine energische, unbeugsame Willenskraft andeuteten und dessen dunkle Augen stolz und kühn umherblickten.

Ringsum erbrauste der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe der Prinz von Asturien!“ Die königlichen Herrschaften traten bis zur Brüstung der Loge vor. Karl IV. winkte mit der Hand; die Königin grüßte mit dem Fächer; der kleine Prinz von Asturien verneigte sich, ohne daß sein fast alt erscheinendes Gesicht sich aufhellte. Dann nahmen die Majestäten ihre Plätze ein und auch der Prinz von Asturien ließ sich auf seinen kleinen Sessel nieder.

Der Herzog von Alcudia nahm seinen Platz auf seinem Tabouret, einen Schritt rückwärts hinter der Königin; an seiner Seite ließ sich die Camerera mayor, die Gräfin von Fuentes, nieder.

Don Juan Escoiquiz setzte sich fast unmittelbar neben den Prinzen von Asturien, indem er einen stolzen Blick auf die Herren und Damen zurückwarf, welche hinter ihm die Reihe der Sessel einnahmen.

An der Spitze der Damen war Benita eingetreten. Ihr über die Arena hinschweifender Blick hatte sogleich die Stelle gefunden, an welcher Don Ramiro Platz genommen.

Lächelnd neigte sie das Haupt zu ihm hin und ganz glücklich erwiderte er ihren Gruß, indem er die Hand auf sein Herz legte.

Auch Don Josefs Gesicht strahlte von Glück, denn als die Königin, einen Augenblick vor ihrem Stuhl stehen bleibend, die Versammlung mit ihrem Fächer grüßte, hatte sich ihr Blick ihm zugewendet, sie hatte mit der Spitze des Fächers ihre Lippen berührt. Freilich verfinsterten sich dann bald seine Züge wieder; er sah, daß Maria, sich rückwärts wendend, den Herzog von Alcudia anredete, der ihr zwar unter Beobachtung des strengen, ehrfurchtsvollen Zeremoniells, aber doch mit einer gewissen Vertraulichkeit antwortete, welche Don Josefs Herz zornig aufwallen ließ.

Don Ramiro aber blieb unverändert fröhlich und heiter, denn zwischen ihm und seiner Benita setzte sich ununterbrochen die so reizende stumme Augensprache fort, welche sie beide die große Volksmenge, die sie umgab, völlig vergessen ließ.

Kaum hatten die Majestäten ihren Platz eingenommen, als der Herzog von Alba mit der Hand winkte.

Eine Fanfare ertönte, die Thüren des Eingangs für die Toreros wurden weit geöffnet und der Zug

der für den heutigen Tag bestimmten Stierkämpfer betrat die Arena.

An der Spitze des Zuges ritten auf schwarzen, mit karmesinfarbenen Decken geschmückten Pferden zwei Alguazils im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts. Diese Tracht bestand aus einem eng anschließenden Wams, kurzen, ebenfalls eng anschließenden Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen, über welche Gamaschen von schwarzem Leder gezogen waren, und einem kleinen schwarzen Sammetmantel, der über ihre Schultern hing. Auf ihren großen Hüten mit aufgeschlagenen Krämpen sah man die Nationalkokarde und einen hohen Federbusch von denselben Farben. In der Hand trugen beide den Stab, das Zeichen ihres Amtes, die vara de justice. Nach den Alguazils kamen die Piones, die Toreros zu Fuß. An ihrer Spitze schritten stolz, mit dem Ausdruck des Bewußtseins ihrer Würde, die Espadas in kurzen, reichgestickten, vorn offenstehenden Jacken von Seide oder Sammet in zarten, hellen Farben. Sie trugen unterhalb der kurzen Beinkleider fleischfarbene seidene Strümpfe und offene Schuhe mit Schnallen und Bandschleifen; die Taja, die breite seidene Binde um ihre Hüften, leuchtete in hellem Gelb, Blau oder Rot; der lange Haarbüschel, die Coleta, welchen

jeder Torero sich am Hinterkopf wachsen läßt, hing über den Nacken herab und war durch die Mona, eine Art von Chignon von schwarzer Seide, zusammengehalten; unter der offenen Weste, dem Chaleco, welche die reichsten und kostbarsten Stickereien zeigte, quoll in vollen Falten das Hemd von zartestem Batist hervor und aus der Seitentasche der kurzen Jacke, der Monterilla, hing kokett ein Zipfel des mit Spitzen besetzten Taschentuches heraus.

Man hätte beim Anblick dieser so reich und zierlich in die zartesten Farben gekleideten Männer eher an ein anmutiges Ballet, als an einen so furchtbaren und schauerlichen Kampf auf Leben und Tod denken können. Nur die Degen mit der blanken, spitzen Klinge, welche sie in den Händen trugen und bei dem Marsch gegen die königliche Loge hin senkten, zeugten für den bevorstehenden Kampf. Neben dem Degen trug jeder Espada die Muleta, ein Stück roten Tuches an einem etwa zwei Fuß langen Stabe, womit der Stier im entscheidenden Augenblick gereizt und von dem Stoß gegen die Brust des Kämpfers abgelenkt wird.

Hinter den Espadas folgten die Banderilleros, ähnlich, aber nicht so reich wie die Espadas gekleidet. Jeder von ihnen trug einen Stab mit einem

Widerhaken an der Spitze und mit bunten Bändern umwunden, welcher dazu bestimmt ist, die Tiere zur Wut zu reizen.

Dann folgten die Chulos oder Campeadores mit großen roten Mänteln über den Schultern, durch deren geschicktes Schwingen sie die Tiere reizten und zugleich deren Aufmerksamkeit von einem gefährdeten Kämpfer ablenkten.

Den Schluß des Zuges bildeten die Picadores, Lanzenreiter auf weißen, kräftigen Pferden. Sie trugen niedrige Filzhüte mit breiten Krämpen und mit bunten Bandrosetten geschmückt, reich gestickte Jacken und Westen, ähnlich wie die der übrigen Toreros, aber Beinkleider von starkem Leder, welche starke Schienen von Eisenblech bedeckten. Sie ritten auf Sätteln von alter arabischer Form, der sich auch die breiten, hölzernen Steigbügel anpaßten, und trugen an den Füßen außerordentlich große Sporen mit scharf gezackten Rändern. An der rechten Seite der vier Espadas, welche an der Spitze des Zuges eintraten, ging der berühmte Pedro Romero, der Abkömmling der berühmtesten Familie der Toreros, in welcher sich die Würde der Espadas ein Jahrhundert lang vom Vater auf den Sohn vererbte, eine kräftige und schlanke Gestalt, schon über vierzig Jahre alt

und von so stolzer Miene und Haltung, daß man ihn für einen der ersten Würdenträger des spanischen Reiches hätte halten können.

Auf der linken Seite der Espadas, etwas hinter den übrigen zurück, trat Gil Perez in die Arena; denn seinen Platz neben den anderen einzunehmen war ihm nicht gestattet, bevor er sich desselben durch die bestandene Probe würdig gezeigt hatte. Sein Kostüm von blaßroter Seide mit feiner Silberstickerei war noch reicher als das der übrigen Toreros, und seine jugendlich schlanke, geschmeidige und kräftige Gestalt rief bei dem erwartungsvoll ihn musternden Publikum ein leises Beifallsmurmeln hervor.

Einmal umschritt der glänzende Zug die Arena. Jeder Torrero grüßte ehrfurchtsvoll zur königlichen Loge hinauf und der König dankte gnädig, mit der Hand winkend. Der Gruß der Toreros war der in das Zeitalter des Christentums übertragene Zuruf: „Ave Caesar, morituri te salutant!“, mit dem die Gladiatoren einst die römischen Cäsaren begrüßten.

Nach dem langsamen Umgang brachte der erste Alguazil sein Pferd vor der Loge des Herzogs von Alba zum Stehen, nahm seinen Hut ab und hielt denselben mit der inneren Seite empor. Der Herzog empfing von einem seiner Pagen den mit roten Bändern ge-

schmückten Schlüssel des Torils und warf denselben in den Hut des Alguazils; dieser winkte wieder den Muchacho heran und warf den empfangenen Schlüssel in den ihm entgegengehaltenen Sombrero. Die sämtlichen Toreros zogen sich sogleich seitwärts an den Rand der Arena zurück, während der Muchacho augenblicklich die schwere Thüre des Torils aufschloß, aus der im nächsten Augenblick ein mächtiger Stier von brauner Farbe hervorbrach. Die Alguazils, welche durch das schnelle Zurückziehen der Kämpfer in der Mitte der Arena allein geblieben waren, gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten in scharfem Galopp nach dem Eingange hin, der sich dann sogleich hinter ihnen schloß.

Diese eilige Flucht bei dem Erscheinen des Stieres machte einen in der That komischen Eindruck, namentlich im Vergleich mit der feierlichen Würde, welche die Alguazils in ihrer Tracht aus der Zeit Karls V. vorher zur Schau getragen hatten. Ihr Rückzug wurde denn auch von einem allgemeinen, schallenden Gelächter der ganzen Zuschauermenge begleitet, in das sich lautes Zischen und höhnische Spottrufe mischten. Es ist dies zu allen Zeiten ein besonderes Vergnügen beim Beginn des Stiergefechts und der Muchacho würde seine Pflicht schlecht erfüllen, welcher nicht

durch schleuniges Oeffnen des Stierzwingers die Alguazils zu ihrer übereilten und ängstlichen Flucht veranlassen und dadurch dem Publikum die Gelegenheit bieten würde, sich einmal über die Wächter des Gesetzes ungestraft lustig machen zu dürfen.

Kaum waren die Alguazils unter allgemeiner Heiterkeit verschwunden, als die ganze Aufmerksamkeit sich dem Stiere zuwendete, hinter welchem sich die schweren Pforten des Torils ebenfalls sogleich wieder geschlossen hatten.

Das mächtige Tier stand zuerst, durch das plötzliche Licht, in das es aus dem dunklen Toril getreten war, geblendet, regungslos da, indem es das breite, mit dichten krausen Stirnlocken bedeckte Haupt senkte und den Sand der Arena aufscharrte. Dann blickte es, als seine Augen sich allmälich an das Licht gewöhnt hatten, rings im Kreise umher. Die fremde Umgebung und der Glanz der Farben schienen den Stier einzuschüchtern, und er machte eine Wendung, als ob er Neigung habe, sich wieder in den Toril zurückzuziehen. In diesem Augenblick aber traten die Campeadores hervor, und schnell, aber in anmutiger Bewegung und in einer Art von Tanzschritt sich hin und her bewegend, schwangen sie ihre roten Mäntel. Die dem Stier so verhaßte

leuchtende Farbe reizte seinen Grimm, in seinen Augen begann es zu lodern, heftiger scharrte er den Sand auf, indem er ein dumpfes Brüllen ausstieß. Immer näher umringten ihn die Campeadores, immer schneller schwenkten sie ihre Mäntel, immer lauter brüllte der Stier. Schon begann er die Hörner bis zur Erde herabzusenken, aber immer noch schien er nicht geneigt, seine Stellung vor der Thür des Torils aufzugeben.

Da sprangen zwischen den Campeadores die Banderilleros hervor; sie schwebten, kaum den Boden berührend, den Ballettänzern auf der Bühne ähnlich, bis zu dem Stier heran und warfen an ihm vorbeitänzelnd die Banderillas gegen seine Flanken. Alle Würfe waren geschickt berechnet, denn alle Banderillas blieben mit ihren Widerhaken in der Haut des Tieres hängen, ohne daß einer der buntbebänderten Stäbe zur Erde fiel, und allgemeiner Beifall belohnte die Geschicklichkeit der Banderilleros.

Nun wurde das Schauspiel bewegter und aufregender, das Tier, durch die fortwährend vor seinen Augen geschwenkten Mäntel und durch den Schmerz der scharfen Widerhaken in seinem Fleisch zu immer wilderer Wut gereizt, ging zum Angriff über; es wühlte mit den Hörnern den Sand auf, schüttelte

sich schnaubend, als ob es die schmerzhaften Banderillas abwerfen wolle, und stürzte dann, den gesenkten Kopf mit den furchtbaren Hörnern vorstreckend, gegen die Campeadores vor. Diese umkreisten den wütenden Stier in immer schnelleren Bewegungen, seinen Angriffen ausweichend und ihm immer wieder von einer andern Seite her die Mäntel entgegenschwingend. Die Augen des Stieres begannen sich blutig zu färben, weißer Dampf drang aus seinen Nasenlöchern hervor, sein Brüllen wurde immer drohender und unter der tiefen, atemlosen Stille konnte man sein keuchendes Schnaufen hören. Nach jedem verfehlten Anlauf hielt er nur einen Augenblick inne, um seine Feinde von neuem zu suchen, und stürmte dann wieder gegen einen der Toreros los, während die Banderilleros jeden Augenblick benützten, um neue Widerhaken gegen seine Flanken zu schleudern, deren bunte Bänder das tobende Tier wie mit festlichem Schmuck bedeckten. Jetzt stürmte es auf einen der Campeadores los; derselbe hatte seine Bewegung nicht richtig berechnet, im nächsten Augenblick mußte der Stier ihn erreichen und zu Boden werfen; da schleuderte er den roten Mantel dem heranbrausenden Tiere entgegen und schlüpfte, fast bis zur Erde gebückt, seitwärts davon. Der Stier,

geblendet durch das entgegengeworfene Tuch, blieb einen Augenblick stehen, dann zerriß er dasselbe mit den Hörnern und stampfte es mit den Füßen in den Sand. Das Publikum aber gab durch lautes Zischen seinen Unwillen über die Ungeschicklichkeit des fast von den Hörnern des Stieres erreichten Mantelschwingers Ausdruck, denn dieser darf seinen Mantel nicht aufgeben und denselben nur im äußersten Notfall zur Erde werfen. Obgleich es sich hier wirklich um das Leben des Angefallenen gehandelt hatte, so war doch das Publikum unerbittlich in seiner grausamen Kritik. Der arme Campeador zog sich, während der Stier seinen Mantel in Stücke riß, an den Rand der Arena zurück, ohne weiter an dem Kampf teilzunehmen. Nun aber sprengten die Picadores heran. Mit einer Gewandtheit, welche in einem modernen Zirkus die höchste Bewunderung erregt haben würde, ritten sie in kurzem Galopp in der Arena umher, den Stier umkreisend, und ihn, so oft sie sich ihm nahen durften, mit ihren Lanzenspitzen treffend, deren Wunden schmerzhaft waren, aber niemals tödlich werden konnten. Der Sand begann sich mit dem Blut des wie wahnsinnig umhertobenden Tieres zu färben, der Stier strengte seine ganze Kraft an, um seine Verfolger zu erreichen, und endlich gelang ihm dies

auch, indem er in wildem Anprall einen der Picadores erfaßte. Von den Hörnern durchbohrt, brach das Pferd blutüberströmt, mit aufgerissenen Flanken zusammen. Der Picador zog seine Füße aus dem Bügel, glitt unter dem zuckenden Tier hervor und eilte zur Seite, nachdem er, wie es die Ehre seines blutigen Gewerbes erforderte, dem Stier noch einen letzten Stich mit seiner Lanze versetzt hatte, wonach das rasende Tier noch mehrmals seine Hörner in den Leib des verendenden Pferdes stieß und dann furchtbar brüllend und schnaubend davonstürmte, um ein anderes Opfer zu suchen.

Der Kampf hatte seinen Höhepunkt erreicht. Zwischen den wiehernd umhersprengenden Pferden drangen immer von neuem die Banderilleros mit ihren Widerhaken vor, während der Stier in rasendem Lauf die Arena durchstürmte. Noch zwei Pferde wurden niedergeworfen und tödlich verwundet, einem der Picadores war das Horn des Stiers in die Seite gedrungen und er wurde blutend von den Dienern zurückgezogen.

Da endlich nahte der große, entscheidende Moment, in welchem sich das ganze, auf das äußerste angespannte Interesse des Kampfes konzentrirte. Eine Fanfare ertönte und in einem Augenblicke

hatten sich alle Banderilleros, Campeadores und Picadores an den äußersten Rand der Arena zurückgezogen. Der Stier, welcher in der Mitte des Kampfplatzes umhertobte, blieb plötzlich stehen und sah sich brüllend ringsum. Er schien es nicht zu begreifen, daß auf einmal alle die Feinde, die ihn soeben bedrängt hatten, verschwunden waren und sein Brüllen klang fast wie ein triumphirender Siegesruf. Da trat Gil Perez, in der rechten Hand den blanken Degen und die Muleta mit dem zusammengerollten Tuchstreifen haltend, mit leichten, wie im Tanzrhythmus abgemessenen Schritten zwischen den toten Pferden hinschwebend und die Blutlachen am Boden sorgfältig vermeidend, in die Mitte der Arena vor. Der Stier blieb, den Boden aufscharrend, stehen; er schien zweifelhaft, ob dieser einzelne, sich langsam und ruhig vorwärts bewegende Mann eines Angriffs wert sei.

Gil Perez hatte den Degen und die Muleta in die linke Hand genommen, er nahm die Montera, seinen kleinen runden, federgeschmückten Hut ab, verbeugte sich tief vor der königlichen Loge und trat dann vor den Herzog von Alba. Unter lautloser Stille, welche nur durch das Brüllen des noch immer unbeweglich dastehenden Stieres unterbrochen wurde,

sprach er mit heller, klarer Stimme, in welcher kaum eine ganz leichte, fast unmerkbare Bewegung zitterte:

„Ich bitte den Sennor presidente um die gnädige Erlaubnis, den Stier töten zu dürfen, und verspreche, meine Pflicht nach den Regeln der Kunst zu erfüllen.“

Der Herzog neigte zum Zeichen der Gewährung das Haupt und nun wendete sich unter so tiefer Stille, daß man fast die Atemzüge der großen Menschenmasse hören konnte, Gil Perez gegen den dumpf brüllenden Stier. Er faßte den Degen in die rechte Hand, ließ das rote Tuch der Muleta aufrollen und schwenkte den Stab in der Luft hin und her. Beim Anblick der roten Farbe erneuerte sich die Wut des Stieres. Phosphorschimmernde Glut loderte in seinen Augen auf, blutiger Schaum trat vor seine Nüstern, die Hörner zum Stoß gesenkt, schien er einen Augenblick die Entfernung und die Richtung abzumessen und dann stürmte er, eine blutige Spur hinter sich zurücklassend, gegen den neuen Feind, auf den sich jetzt sein ganzer Grimm und seine ganze Kraft zusammendrängten, vor, um ihn zu vernichten. Gil Perez erwartete das rasende Tier, ohne eine Bewegung zu machen und ohne daß

das ruhige, siegesgewisse Lächeln einen Augenblick von seinen Lippen verschwand. Als der Stier auf wenige Schritte zu ihm herangekommen war, streckte er, seinen schlanken Körper seitwärts beugend, den Arm mit der Muleta weit vor, während er bis dahin das rote Tuch vor seine Brust gehalten hatte. Der Stier, welcher seinen Angriff auf die verhaßte leuchtende Farbe gerichtet hatte, folgte in seinem Lauf unwillkürlich der Bewegung der Muleta, indem er gegen diese die Spitzen seiner Hörner richtete. Er hatte auch die Richtung sehr scharf genommen, denn in der That trafen die furchtbaren, von Blut gefärbten Hörner das wehende Tuch genau unter dem Stabe, den Gils Hand fest umspannt hielt. In demselben Augenblick, in welchem der Stier unter dem vor seinem Stoß zurückweichenden Tuche vorbeistürmte, erhob Gil Perez, dessen ganze Seele in seinen Augen lag, mit denen er den Lauf des Tieres verfolgte, den rechten Arm; man sah die Klinge seines Degens wie einen Blitz funkeln und ebenso schnell wieder verschwinden. Mit tadelloser Geschicklichkeit war der Stoß geführt, haarscharf hatte Gil Perez die tödliche Stelle in der Flanke des schnell vorbeistürmenden Tieres getroffen und bis zum Heft war die Klinge ein=

gedrungen. Mit lautem Brüllen, in welchem Wut und Schmerz sich in grauenvoller Weise mischten, brach das Tier zusammen, um fast unmittelbar darauf schnaubend und röchelnd zu verenden, während sein Blut, hoch aufspritzend, den Boden färbte.

Die Saxoborussen.

Roman

von

Gregor Samarow.

Drei Bände.

Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Zum erstenmale ist in diesem Romane deutsches Studentenleben in einem großen Bilde geschildert. Der prächtige Hintergrund der Heidelberger Universität, auf welcher das Corpswesen immer in höchster Blüte stand, verleiht diesem Bilde einen ganz besondern Reiz, wie ihm die politisch bewegte Zeit der badischen Revolution eine erhöhte Bedeutung gibt. Der Dichter, welcher zwar seine Gestalten dem berühmten Corps der Saxoborussen entnommen, hat nicht bloß diese geschildert, sondern das volle Leben der Universität zu einem farben- und figurenreichen Tableau gestaltet und neben dem jugendlich kecken, aufbrausenden und überschäumenden Uebermut des Corpslebens auch dessen ernste, moralisch erziehende, für die Richtung des ganzen künftigen Lebens bestimmende Bedeutung hervortreten lassen und ebenso neben dem hohen Selbstgefühl, welches die akademische Jugend besonders im Corpsleben entwickelt, auch die bereitwillige Unterordnung des eigenen Willens unter die Gesetze der freigewählten und anerkannten korporativen Gemeinschaft ebenbürtiger Altersgenossen zum Verständnis gebracht. Das ist die hohe kulturelle Bedeutung dieser Dichtung, welche den Leser im übrigen durch den Reichtum der Scenerie, die Lebenslust und Jugendfrische der Charaktere, die Anmut seiner Frauengestalten und den freien Blick auf die Zeit großer Ziele unwiderstehlich fesselt und dem Romane den doppelten Wert eines geistvollen Zeitbildes, wie eines köstlichen Unterhaltungsbuches verleiht.

Samarow, Gregor,

Ein Feenschloss Roman von Detlev von Gegern (Gregor Samarow). [-Oskar Meding.]

Bd.: 2

1887